



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

**Die Bedeutsamkeit früher Bindungserfahrungen für das Miteinander
zwischen Helfer und Klient in der Heimerziehung**

Diplomarbeit zur Erlangung des akademischen Grades:
Dipl.-Sozialpädagogin/Dipl.-Sozialarbeiterin (FH)
an der Hochschule Neubrandenburg

Hauptprüfer:
Prof. Dr. Werner Freigang
Zweitkorrektor :
Prof. Dr. phil. habil. Volker Kraft

Vorgelegt von : Madlen Sasse

urn:nbn:de:gbv:519-thesis2009-0274-6

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	4
1 Grundlagen der Bindungstheorie	8
1.1 Die Entstehung der ersten Bindung und die Bedeutung der primären Bindungsperson/Mutter.....	9
1.1.1 Die vier Phasen der Entstehung von Bindung nach Mary Salter Ainsworth....	11
1.2 Bindungsmuster.....	12
1.3 Die Bedeutung der ersten Bindung für das Sozialverhalten – Die erste Bindung als Fundament für die Entwicklung des weiteren Lebens.....	14
1.4 Die drei Phasen des Trennungsprozesses und der Begriff der Trauer.....	16
1.5 Zusammenfassung der Annahmen der Bindungstheorie.....	17
2 Bindungsstörungen	18
2.1 Typologie der Bindungsstörungen.....	18
2.1.1 Kein Bindungsverhalten vorhanden.....	18
2.1.2 Undifferenziertes Bindungsverhalten.....	19
2.1.3 Übersteigertes Bindungsverhalten.....	20
2.1.4 Gehemmttes Bindungsverhalten.....	20
2.1.5 Aggressives Bindungsverhaltens.....	20
2.1.6 Bindungsverhalten mit Rollenkehr.....	21
2.2 Wachstumsstörung – Psychosomatische Äußerungen von Bindungsstörungen.....	22
2.3 Trennungsangst und Verlassenheitspanik.....	22
3 Die Bedeutung negativer Bindungserlebnisse für die Heimerziehung	24
3.1 Theory of mind.....	26
3.2 Beobachtbares Verhalten von Heimkindern.....	27
3.2.1 Dissoziales Verhalten jugendlicher Heimkinder.....	27
3.2.2 Regression und Bewegungsabläufe junger Kinder.....	29
3.3 Die Wiederholung gemachter Erfahrungen – Skripts.....	30
3.3.1 Einschärfungen und Zuschreibungen.....	32
3.3.2 Grundformen des Skripts.....	34
3.3.2.1 „Keine Liebe“.....	35
3.3.2.1.1 Strokes.....	35
3.3.3 Das Gegenskript.....	36
3.4 Die Bedeutung von Resilienz.....	38
4 Was kann Heimerziehung leisten – was nicht	40
4.1 Aufgaben der Heimerziehung.....	44

4.2	Möglichkeiten der Resilienzforschung.....	45
4.3	Rahmenbedingungen der Heimerziehung.....	48
4.4	Die menschlichen Ebenen der Betreuung.....	51
4.4.1	Vertrauen in der Heimerziehung.....	52
4.4.2	Liebe und Zuwendung.....	54
4.4.3	Erziehungsmöglichkeiten.....	57
4.5	Änderungen der Heimerziehung – weg vom Klischee.....	60
4.5.1	Das Konzept „connect“ - klientenzentriertes Wohnen in Kiel.....	61
5	Nähe und Distanz.....	65
5.1	Das Grundbedürfnis nach Nähe und Distanz und das Funktionieren von Partnerschaften im weitesten Sinne.....	66
5.2	Der Pädagoge im Spannungsgefüge von Nähe und Distanz.....	68
5.2.1	Nähe als Problem.....	69
5.2.2	Distanz als Chance.....	71
5.2.2.1	Distanz aus Hilflosigkeit.....	72
5.2.3	Professionelle Nähe und Distanz.....	73
	Schlussfolgerung.....	75
	Anhang 1.....	77
	Quellenverzeichnis.....	89
	Eidesstattliche Erklärung.....	93

Einleitung

„... denn die Unbewusstheit ist das Fundament des Lebens. Wenn das Herz denken könnte, stünde es still“ (Pessoa 2003, S. 13).

Ja, man kann an einem gebrochenen Herzen sterben. So beschreibt John Bowlby, Begründer der Bindungstheorie, jedenfalls die Kraft, die das zwischenmenschliche Miteinander bestimmt und wird dabei von Ärzten und anderen Fachleuten in seiner Behauptung unterstützt. Der Verlust oder eine Trennung von einem geliebten Menschen oder einer wichtigen Bezugsperson können krank machen – körperlich und seelisch, letztendlich auch beides. Liebeskummer, Sehnsucht, Einsamkeit, diese Gefühle treiben den Menschen mitunter zu unbesonnenen Handlungen (vgl. Bowlby 2001, S. 89).

Wesentlich weniger romantisch ist das Thema, betrachtet man es in seinen Ursprüngen. Kinder in Heimunterbringung führen ihr Leben meist auf den Grundlagen negativer Bindungserfahrungen wie Trennungen, Zurückweisungen, Entbehrungen und Misshandlungen. Diese Erfahrungen ihrer frühen Lebensjahre sind Gründe, aus denen man Kinder aus ihren Familien nimmt, um sie in stationären Einrichtungen unterzubringen (vgl. Hopf 2005, S. 1, URL 1). Das Wissen der Erzieher, Sozialpädagogen und anderer Betreuer um genau diese Grundlagen sollte ihnen als Unterstützung dienen, ihre Klienten besser zu verstehen, ihre Handlungsweisen und -muster zu erkennen. Denn das Miteinander von Helfer und Klient kann schnell zu einem schwierigen Balanceakt zwischen Nähe und Distanz werden. Beides, Nähe und Distanz, sind menschliche Grundbedürfnisse (vgl. Fischer 2008, S. 8, URL 2), die sie sich im Heimalltag vielleicht zu stark oder zu wenig einfordern. Hier entsteht ein Bedarf an Reflexion des Klienten aber auch des Pädagogen. Wie interveniert man, wie handelt man richtig und wie weit kann der Pädagoge in diesen Situationen mit den eigenen Bedürfnissen nach Nähe und Distanz umgehen?

Für mich stellten sich während der Recherchen zu dieser Diplomarbeit die Fragen: Wie sieht ein gesundes Helfer-Klient-Verhältnis aus? Wie gehe ich mit zu viel oder zu wenig Nähe und Distanz um? Und vor allem – um diese Fragen beantworten zu können: Worin besteht der Ursprung dieser unharmonischen Verhältnisse? Für mich die wichtigsten Fragen überhaupt, um in erziehungsergänzenden oder erziehungsersetzenden Einrichtungen zu arbeiten. Schließlich müssen wir – wie eine allgemeine sozialpädagogische Floskel sagt – „den Klienten dort abholen, wo er steht“ und das ist

meist noch ganz am Anfang und dem Klienten aus guten Gründen nicht bewusst.

Um diese Fragen zu beantworten und die Möglichkeiten der Heimerziehung im Umgang mit diesem Thema zu erforschen, werde ich in dieser Diplomarbeit folgendermaßen vorgehen:

Im ersten Kapitel soll es um die Grundlagen der Bindungstheorien gehen, deren Forschungen in erster Linie von John Bowlby und Mary Salter Ainsworth geprägt wurden. Für den deutschen Sprachraum haben sich Grossmann und Grossmann dem Thema umfangreich angenommen.

Im ersten Punkt des ersten Kapitels gebe ich zunächst einen Einblick in die Entstehung der ersten Bindungen, die ein Mensch im Leben eingeht und beschreibe somit die Relevanz der Herkunftsfamilie bzw. der Mutter, die hier immer wieder im Vordergrund stehen wird. Im zweiten Punkt beschreibe ich die Bindungsmuster. Der dritte Punkt beschäftigt sich mit der Frage, wie wichtig erste Bindungen sind, um ein Fundament für spätere Bindungsmuster zu legen. Dann werde ich unter Punkt 1.4 die Trauer eines Kindes beschreiben, das einen Verlust erleidet und dabei die Phasen der Trennung beleuchten. Dies wird noch einmal von Bedeutung sein, wenn es ab dem dritten Kapitel um Verhaltensauffälligkeiten von Kindern geht, die womöglich auf den Trauerprozess zurückzuführen sind. Und im fünften Punkt werde ich anhand einer Zusammenfassung von Miriam Steele das Kapitel schließen.

Im zweiten Kapitel soll sich dann alles um die Bindungsstörungen drehen, wie Karl Heinz Brisch sie klassifiziert. Hier werden zunächst Bindungsstörungen von unsicheren Bindungsmustern abgegrenzt, um sie dann unter dem ersten Punkt zu klassifizieren. Im zweiten Punkt gehe ich noch einmal auf eine typische psychosomatische Äußerung von Bindungsstörungen ein, die Wachstumsstörung. Im letzten Punkt des zweiten Kapitels beschreibe ich dann den Unterschied zwischen Trennungsangst und Verlassenheitspanik.

Ab dem dritten Kapitel wird es dann konkret und ich übertrage die bisherigen Annahmen der Bindungsforschung auf die inhaltliche Arbeit im Heim. Welche Bedeutung haben die bisherigen Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen – vordergründig die negativen – für den Alltag im Heim.

Als erstes ist es dienlich hierzu die Theory of mind zu betrachten, da nicht alle Kinder, die aus meist gutem Grund der Fürsorge der Eltern entzogen wurden, dieser gerecht werden können und sich mit diesem Wissen ihr Verhalten besser verstehen lässt. Weiterhin beschreibe ich das häufig dissoziale Verhalten der Heimbewohner als auch deren regressive Muster. Dies natürlich immer im Rückblick auf die Ursachen der frühen Erfahrungen.

Im dritten Punkt des dritten Kapitels will ich kurz die Annahmen Eric Bernes über die

Lebensscripte von Menschen beschreiben. Wichtig sind diese Annahmen der Transaktionsanalyse, weil sie uns, auch wenn wir keine Psychologen sind, wenigstens einen Anhaltspunkt dafür geben können, warum die uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen ihr unvoreilhaftes Verhalten immer wiederholen. Dabei beschreibe ich die Art und Weise, auf der Menschen ihr Skript schreiben und beziehe mich insbesondere auf das Skript „Keine Liebe“, weil ausgerechnet die Themen Liebe und Zuwendung eine Problematik in der Heimerziehung darstellen, derer es schwer ist Herr zu werden. Bei der Erläuterung des Gegenskriptes geht es dann um die innere und mitgebrachte Grundlage eines jeden Menschen, aber eben in erster Linie die, der Heimbewohner, die es dem Betreuer ermöglicht einen Ansatzpunkt für seine Arbeit wenigstens zu errahnen.

Zuletzt erläutere ich das Thema Resilienz, welches erklärt, warum das eine Kind schwerwiegender auf die gleichen Erfahrungen reagiert, die ein anderes Kind auch gemacht hat und dass auch hier ein Lösungsansatz oder wenigstens eine ausbaufähige Grundlage für das Heim besteht.

Auf den Grundlagen dieser Beobachtungen, die man in der Heimerziehung tätigen und dokumentieren bzw. an spezielle Experten weiter verweisen kann, will ich dann im vierten Kapitel herausfinden und beschreiben wie Betreuer in Heimeinrichtungen auf beobachteten Verhaltensweisen der Bewohner reagieren können. Wo die Ressourcen liegen und wo die Grenzen sind. Dafür beleuchte ich zunächst einmal die Aufgaben, die Heimerziehung zu bewältigen hat und greife dann noch einmal die Resilienzforschung auf, die ich bereits im dritten Kapitel erläuterte. Hier werde ich nun Möglichkeiten suchen, die es dem Heimpädagogen erlauben sich der Resilienz zu bedienen. Unter 4.3 geht es dann um die Rahmenbedingungen der Heimerziehung. Wie groß ist bspw. der Einfluss des Schichtdienstes auf die Qualität einer Heim internen Beziehung und welche Faktoren begünstigen oder verschlechtern das Bindungsverhalten.

Im nächsten Punkt soll es dann um die menschlichen Ebenen gehen, denen man im Rahmen von Pädagogik nicht aus dem Weg gehen kann. Vertrauen, Liebe und Zuwendung spielen dabei eine größere Rolle als es dem Affekthaushalt des Betreuers mitunter manchmal gut tut. Und auch die Möglichkeit der Erziehung spielt eine große Rolle, denn diese liegt nicht ausschließlich in der Hand des Pädagogen, wie dann ausführlicher erläutert werden soll. Im sechsten Punkt des vierten Kapitels will ich dann anhand der Änderungen der letzten vierzig Jahre die situativen Bedingungen der heutigen Heimeinrichtungen beschreiben, damit nicht die vorwiegend verheerenden Zustände aus Bowlbys Zeiten als Maßstab unserer Zeit und somit dieser Arbeit herhalten müssen.

Anhand eines Konzeptes einer Kleinsteinrichtung bringe ich dann ein Beispiel für beispiellose Unterbringung von Kindern und Jugendlichen mit bindungsproblematischem Hintergrund.

Bis jetzt ging es vorrangig um das Erleben und die mitgebrachten Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen, die sich in Heimunterbringung befinden. Ab dem fünften Kapitel wird es anhand der Professionalität des Heimpädagogen (im Folgenden Erzieher, Betreuer oder Pädagoge genannt) noch einmal um das Thema einer gesunden Balance von Nähe und Distanz gehen. Wann werden diese beiden Grundbedürfnisse zum Problem, wie respektiert man sie und was bedeuten sie für den professionellen Einsatz von Pädagogen in der Heimerziehung?

Abschließend werde ich dann in einem Schlusswort meine Recherchen und Ausführungen zusammenfassen.

1 Grundlagen der Bindungstheorie

Bis Ende der vierziger Jahre war man in der Psychoanalyse der Annahme, dass die Ernährung des Säuglings durch die Mutter das Fundament sei, das Mutter und Kind emotional aneinander bindet. Insbesondere Sigmund Freud brachte dies mit der „oralen Phase“ der Libidoentwicklung in Zusammenhang (vgl. Rehberger 2000, S. 31).

Emile Durkheim war sogar der Meinung, dass der Mensch nicht als soziales Wesen geboren wird und beschrieb ihn als asozial und egoistisch. Der Mensch muss nach Durkheim erst zu einem sozialen Wesen erzogen werden (vgl. Universität Landau 2009, S. 3, URL 3). „Erziehung ist die Einwirkung, welche die Erwachsenengeneration auf jene ausübt, die für das soziale Leben noch nicht reif sind“ (Durkheim 1972, S. 30).

John Bowlby, Kinderpsychiater und Psychoanalytiker wie Freud, sah das nach seinen Forschungen anders. Laut ihm beruht unser Leben auf der Fähigkeit emotionale Bindungen zu Menschen herzustellen und diese auch aufrecht zu erhalten (vgl. Steele 2005, S. 115). Dabei spricht er jedoch den Theorien Freuds nicht ihre Bedeutung ab: „Trotz der großen Bedeutung des Nahrungs- bzw. Sexualtriebs ist die Bindung ihrer lebenswichtigen Schutzfunktionen wegen, als solche eigenständig“ (Bowlby 2008, S. 98).

Durkheim hingegen widerspricht er komplett indem er behauptet, das Streben nach emotionalen Verbindungen und Beziehungen sei ein „spezifisch menschliches, schon beim Neugeborenen angelegtes, bis ins hohe Alter vorhandenes Grundelement“ (Bowlby 2008, S. 98).

Die Bindungstheorie befasst sich hauptsächlich mit den Einflüssen auf die emotionale Entwicklung von Kindern. Darüber hinaus wird beobachtet wie sich Bindungen zu anderen Lebewesen im gesamten Lebenslauf verändern oder überhaupt entstehen und in welchem Zusammenhang sie zu den frühen Erfahrungen stehen (vgl. Brisch 2005, S. 35).

Im Folgenden werden die wichtigsten Grundannahmen der Bindungstheorie beschrieben. Im Vordergrund dieser Betrachtungen stehen immer Mutter und Kind, da die meisten Forscher der Mutter die wichtigste Rolle für das Kind und seine Entwicklung zusprechen, denn diese ist in den häufigsten Fällen die primäre Bezugsperson eines Säuglings (vgl. Grossmann/Grossmann 2005, S. 73).

1.1 Die Entstehung der ersten Bindung und die Bedeutung der primären Bindungsperson/Mutter

Laut Bowlby handelt es sich bei der Beziehung zwischen Mutter und Kind um ein sich selbst regulierendes System, in dem Mutter und Kind wechselseitig von einander abhängig sind, sozusagen jeder dem anderen etwas gibt und somit seine Existenz begründet. Dabei ist die Bindung zwischen den beiden nicht mit ihrer Beziehung gleichzusetzen. Viel mehr stellt die Beziehung ein komplexes System dar und die Bindung ist nur ein Teil dieses Systems. Das Bindungssystem ist ein genetisch bereits von Geburt an vorhandenes System und wird nach der Geburt zwischen Säugling und der primären Bindungsperson (meist die Mutter) aktiviert, um das Überleben des Säuglings zu sichern (vgl. Brisch 2005, S. 35f).

In Rainer Rehbergers Buch „Verlassenheitspanik und Trennungsangst – Bindungstheorie und psychoanalytische Praxis bei Angstneurosen“, beschreibt Klaus Grossmann im Vorwort, welche zwei Hauptgründe es gibt, aus denen ein Kind auf seine Bezugspersonen angewiesen ist. Zum einen (biologisch anthropologisch betrachtet) ist die Bindungsperson wichtig um überhaupt eine erste Bindung aufbauen zu können. Nur so kann die frühkindliche Psyche sich entwickeln und können Gefühle er- und gelebt werden. Zum zweiten braucht das Kind die Eltern als ein Modell, an dem es lernen kann sich selbst als Kulturwesen zu entwickeln. Dabei müssen die erlebten Gefühle in menschlichen Beziehungen verbalisiert und kommunizierbar gemacht werden (vgl. Grossmann 2000, S. 13).

Eine andere Annahme der Bindungstheorie besagt, dass ein Regelkreis im Zentralnervensystem unser menschliches Bindungsverhalten steuert. So wie in der physiologischen Homöostase beispielsweise die Körpertemperatur geregelt wird, kümmert sich ein Regelkreis über „zunehmend verfeinerte Kommunikationsmethoden“ um „die individuelle Nähe bzw. Distanz zur jeweiligen Bindungsfigur und stellt damit eine Art Umwelt-Homöostase her“ (Bowlby 2008, S. 100).

Damit die Bindung aufgebaut werden kann, muss die Mutter empfänglich sein für die Bedürfnisse ihres Kindes, ohne dass es diese artikulieren kann. Dabei ist das Füttern eine der fundamentalsten Handlungen, doch auch Körper- und Blickkontakte, das Beschäftigen und Spielen mit dem Kind, tragen dazu bei, dass eine Bindung entsteht (vgl. Argyle/Henderson 1986, S. 242f).

Mary Salter Ainsworth beschrieb diese Empfänglichkeit der Mutter in ihrem Konzept der Feinfühligkeit. Dabei ist die feinfühlige, also „perfekte“ Mutter (perfekt im Sinne von

angemessen) in der Lage, die Signale ihres Kindes sofort und richtig zu deuten und dann auch angemessen darauf einzugehen oder auch nicht darauf einzugehen (vgl. Hopf 2005, S. 58). So wird das Kind sich zunächst nicht von der Mutter entfernen wollen, solange keine sichere Bindung besteht. Erst dann entwickelt das Kind für seine gesunde Autonomie Explorationsverhalten¹. So lange führen Trennungen durch räumliche Abwesenheit oder Entfernung grundsätzlich zur Aktivierung des Bindungsverhaltens. So senden die sich verlassen föhlenden Kinder spezifische Signale² (z.B. durch Weinen), welche die feinföhlige Mutter dekodieren und somit darauf reagieren kann. Man kann also sagen „Angst, Schrecken, Mfidigkeit, Schmerz und Unwohlsein föhren zur Aktivierung des Bindungsverhaltens“ (Rehberger 2000, S. 32). Grossmann und Grossmann beschreiben es so: „Die unangefochtene Bestfndigkeit einer Bindung nennt man Liebe. Sie ist eine Quelle psychischer Sicherheit. Man empfindet Angst und Ärger, wenn die Bindung geffhrdet wird, und Kummer und Trauer, wenn die Bindung unterbrochen oder gar abgebrochen wird. Angst und Wut erhfen ihrerseits die Aufmerksamkeit und die Kampfbereitschaft, die oft dazu fhrt, für den Erhalt einer Bindung zu kmpfen“ (Grossmann/Grossmann 2005, S. 69).

-
- 1 Exploration beschreibt Erkundungstfctigkeiten des Kindes auferhalb der Bindungsperson. Das Explorationssystem steht dem Bindungssystem mit entgegengesetzter Motivation gegenüber, ist aber ein gesunder Bestandteil einer sicheren Bindung. Eine sichere Bindung ist als sicherer Ort, an den man zurfck kehren kann, Voraussetzung für das selbststfndige Erforschen der Umwelt. Der Sffugling selbst steuert und entscheidet wann er Bindungs- und wann er Explorationsverhalten zeigt. Dies natfürlich nur unter der Voraussetzung einer sicheren Bindung (vgl. Brisch 2005, S. 38f).
„Ab etwa zweieinhalb Jahren unternehmen Kinder mit (solch) „sicherer“ Bindung immer lfngere und weitere, zunfchst allenfalls Stunden, spfater ganze Tage, mit Beginn der Adoleszenz schliefflich Wochen oder Monate dauernde „Ausflüge. Diese sozusagen auch als Fundament bindungstheoretisch orientierter Psychotherapien aufzufassende verlffssliche Basis bildet eine unverzichtbare Voraussetzung, um das Leben optimal bewfältigen und psychisch gesund bleiben zu kffnnen“ (Bowlby 2008, S. 99).
 - 2 „Mutter und Kind kffnnen zunfchst nur emotional und psychomotorisch miteinander kommunizieren, ein unabhffngig von den wachsenden sprachlichen Verstfndigungsmffglichkeiten ebenso typisches wie unverfnderliches Merkmal enger Beziehungen“ (ebd. S.98).
„Die Stimmen des geffngstigten Rufens, des Verzagens und der Selbstaufgabe sind uns allen vertraut. Sie sind sicher vermittelt über unsere evolutionfrr entwickelte Wahrnehmung und über unsere eigenen Erfahrungen mit Rufen; Gehfrrtwerden und Nichtgehfrrtwerden“ (Rehberger 2000, S. 20).

1.1.1 Die vier Phasen der Entstehung von Bindung nach Mary Salter Ainsworth

Die Entstehung der ersten Bindung durchläuft nach Mary Ainsworth vier Phasen.

1. Phase – Phase der unspezifischen sozialen Reaktionen:

In den ersten zwei Lebensmonaten richtet der Säugling seine sozialen Reaktionsweisen wie Horchen, Saugen, Anschauen, Schreien, Umklammern, Festsaugen und Anschmiegen nicht an eine spezifische Person. Sie kommen eher reflexartig vor.

2. Phase – Phase der unterschiedlichen sozialen Reaktionsbereitschaft:

Diese, auch zielorientiert genannte, Phase umfasst ca. den dritten bis zum sechsten Lebensmonat. Die Reaktionen des Säuglings auf seine Mutter und weitere ihm vertraute Personen werden schneller. Bevorzugt richtet er sich mit seinen sozialen Äußerungen an seine Mutter. Fremden gegenüber bleibt er verschlossen.

3. Phase – Phase des aktiven und initiierten zielkorrigierten Bindungsverhaltens:

Etwa ab einem halben Lebensjahr kann sich das Kind selbstständig durch Krabbeln oder ähnliches fortbewegen. Er kann gezielt nach etwas greifen und auch seine kognitiven Leistungen erweitern sich, so dass er eine bessere Vorstellung von seiner Mutter hat. Mit all seinen neuen Fähigkeiten sind die Ausdrucksmöglichkeiten seines Sozialverhaltens gewachsen. Jetzt kann er aktiv die Nähe zu den Bindungspersonen suchen und sich ihren Handlungsweisen anpassen (bspw. ihr folgen oder sie rufen).

Die Phase ist vergleichbar mit dem viertem Stadium der sensomotorischen Entwicklung nach Piaget, in dem ebd. beschreibt, dass das Kind nun fähig ist, sich an Dinge zu erinnern, die aus seinem Blickfeld verschwunden sind und nach ihnen suchen wird, wenn es sie vermisst.

Sobald eine Bindung aufgebaut ist – was zwischen dem vierten und sechsten Monat der Fall ist – empfindet das Kind bei der Trennung von der Mutter Trauer.

4. Phase – Phase der zielkorrigierten Partnerschaft:

Diese Phase beginnt erst, wenn das Kind sprechen kann, versteht was die Bezugsperson sagt und somit befähigt ist, mit der Bezugsperson zu verhandeln, einen Kompromiss zu suchen. Bisher waren die Wahrnehmungen des Kindes primär auf seine eigenen Bedürfnisse gerichtet. Nun versteht es, warum die Mutter seinen Bedürfnissen in manchen Situationen nicht gerecht werden kann und was ihre Ziele und Bedürfnisse sind. Nun versucht es, diese argumentativ zu ändern. Erst im Vorschulalter entdecken Kinder, dass auch andere Menschen etwas fühlen, etwas denken und etwas wollen (vgl. ebd. 2005, S. 73ff). (Siehe hierzu „Theory of mind“ in Punkt 3.1).

So kann zusammenfassend gesagt werden, dass die erste Bindung entsteht, weil der Mensch genetisch darauf programmiert ist Bindungen einzugehen, und weil in aller Regel sofort eine Bindungsperson für ihn vorhanden ist. Ohne diese Person, ihre Nahrungsspende, ihre Reize, die sie dem Säugling zum Lernen sendet und ihre Fürsorge, würde der Säugling verhungern, keine sozialen Umgangsformen lernen und sein Bindungssystem würde nicht aktiviert und Bindungen nicht entstehen können. Der Säugling ist also nicht überlebensfähig ohne die Fürsorge einer anderen Person. Also können psychische und physiologische Versorgung und Bindung einander bedingen. Je enger die Bezugsperson, also eine primäre, ist, desto intensiver kann die Bindung bestehen. Daher auch die enorme Bedeutung der Mutter in Bowlbys Annahmen. Sie hat durch die pränatale Verbindung mit dem Kind meist den engsten Kontakt und kann über das Stillen und dem damit verbundenen Körperkontakt eine intensivere Verbindung aufbauen³. Nicht jede Bindung, die entsteht ist aber eine sichere. Darauf komme ich im nächsten Abschnitt zu sprechen.

1.2 Bindungsmuster

Nach Bowlby können drei Bindungsmuster unterschieden werden.

Zunächst betrachte ich die „Sichere Bindung“. Sie besteht, wenn die Eltern bzw. die primären Bezugspersonen des Kindes in Angst- oder Stresssituationen als Rückhalt und Zufluchtsort verfügbar sind. Das Kind fühlt sich beschützt, aber nicht eingeeengt, so dass sein Explorationsdrang nicht unterdrückt wird. Ihre Bezugspersonen sind sensibel, aufmerksam und feinfühlig. Sicher gebundene Kinder sind fröhlich und müssen sich daher ihre positive Zuwendung nicht einfordern. So werden sie schon im Alter von zwölf Monaten als kooperativ und anpassungsfähig beschrieben und weisen im Alter von sechs Jahren oft eine „erstaunliche“ Sensitivität auf und sind unbefangen in ihrem Wesen (vgl. Bowlby 2008, S. 101ff). „Sichere Bindung ist die Voraussetzung für Vertrauen in den anderen“ (Rehberger 2000, S. 33). Für die Persönlichkeitsentwicklung sagt man sicher gebundenen Menschen nach, dass sie ein sicheres Selbstbild haben, stressresistenter sind, häufiger intakte Freundschaften halten können und Sozialkompetenz besitzen (vgl. Freie Universität Berlin 2009, URL4).

Ein zweites Bindungsmuster beschreibt die „Unsicher-Ambivalente Bindung“. Diese Bindung besteht wenn die Kinder nicht mit Sicherheit wissen, ob sie auf ihre Eltern zählen

³ Schlussfolgerung meinerseits

können, wenn sie diese brauchen. Dies resultiert aus nur hin und wieder erfahrenem elterlichen Beistand bzw. aus angedrohten Trennungen, wodurch diese Menschen auch Trennungsängste entwickeln, „klammern“ und ihren Explorationsdrang nicht ausleben. Sie wurden mit ihren Gefühlen und Aktivitäten missachtet und/oder gebremst. Sie sind unsicher und ängstlich und ihr Verhalten schwankt zwischen Intimität und Feindseligkeit. Das Miteinander in Beziehungen wird sozusagen zu einem extremen Ping-Pong zwischen Nähe und Distanz. Sie erwarten immer negative Reaktionen auf sich selbst und kämpfen um die Aufmerksamkeit ihrer Eltern, indem sie versuchen sich besonders positiv darzustellen und den Eltern zu gefallen (vgl. Bowlby 2008, S. 101f).

Als drittes Bindungsmuster gilt die „Unsicher vermeidende Bindung“. Kinder, die diese Bindung zu ihren Eltern haben, wissen, dass sie auf gar keine Unterstützung dieser zählen können. Sie streben deshalb nach unbegrenzter Selbstständigkeit und nehmen ungern Hilfe von anderen an. Dabei kann sich eine „Narzisstische Persönlichkeitsstörung“⁴ entwickeln. Sie bleiben auf Distanz zu anderen (vgl. ebd. 2008, S. 101ff).

Bei der Recherche stößt man in anderer Literatur auf ein viertes Bindungsmuster. So spricht Rainer Rehberger von einer „desorientierten-desorganisierten Bindungsorganisation“ (Rehberger 2000, S. 34). Diese Kinder können ihre Annäherung an die Eltern und den Versuch das Weggehen dieser zu verhindern nicht durchführen, da sie aus Angst vor den Eltern bzw. der Bindungsperson aufgehalten werden (vgl. ebd. 2000, S. 34). Die Kinder erfahren Vernachlässigung und/oder einen häufigen Wechsel von Bezugspersonen (vgl. Freie Universität Berlin 2009, URL4).

Bowlby nennt diese nicht explizit als Bindungsmuster, beschreibt aber dennoch auch Kinder, die als „verstört und/oder desorganisiert“ eingestuft wurden. Bei ihnen „... fällt dagegen eine Art Kontroll- und Dominanzstreben gegenüber den Eltern auf, die von ihnen entweder verbal herabgesetzt und allgemein abgelehnt oder aber, im Sinne der wiederholt beschriebenen Rollenumkehr, „bemuttert“ und geschützt werden ...“ (Bowlby 2008, S. 104).

4 Narzisstische Störung beschreibt die Tatsache, dass Menschen, die narzisstisch besetzt wurden, also als Kinder nicht ihre primären Bedürfnisse befriedigt bekamen (was normal und gesund wäre) sondern die ihrer Eltern befriedigten. So unterdrücken diese Kinder ihr Selbst, also den Menschen, der sie selber sind mit seinen Bedürfnissen und Neigungen, weil sie immer für die anderen funktionieren. So werden sie erwachsen ohne zu wissen wer sie sind. Um aber zu funktionieren und sich selbst und allen gerecht zu werden – also unheimlich toll zu sein – machen sie alles dafür, dies auch zu erfüllen. Sie werden unglaublich gut in der Schule, machen erfolgreiche Karrieren, als Kinder sind sie sehr lieb und versuchen immerzu niedlich zu sein (vgl. Miller 1983, S.63ff).

1.3 Die Bedeutung der ersten Bindung für das Sozialverhalten – Die erste Bindung als Fundament für die Entwicklung des weiteren Lebens

Die Bindungserfahrungen, die Menschen in ihrer Kindheit und Adoleszenz mit ihren Eltern machen, wirken sich wahrscheinlich auf das gesamte Leben aus und beeinflussen dadurch die Beziehungen, die zu anderen Menschen aufgebaut werden (vgl. Bowlby 2001, S. 158). Schließlich ist die Bindung, die man mit den Eltern eingeht, die erste soziale Bindung des Lebens und fungiert somit als Grundlage für alle folgenden (vgl. Argyle/Henderson 1986, S. 231). Jede gemeinsame und rituell betriebene Aktivität zwischen Eltern und Kind kann zu internalisierten Handlungsweisen in späteren Beziehungen werden. So werden beispielsweise Rollenmuster der Geschlechter erlernt (vgl. ebd. S. 236).

Theoretisch betrachtet spricht man in diesem Zusammenhang von „Inneren Arbeitsmodellen“. Im Wechselspiel von Nähe und Distanz zwischen Säugling und Mutter bilden sich im ersten Lebensjahr diese Verhaltensmodelle und dazu gehörige Gefühle heraus. Sie machen das Verhalten der Bezugsperson vorhersagbar. So weiß das Kind zum Beispiel, wie die Bezugsperson auf welche Verhaltensweise reagieren wird. Weint es und verlangt so nach seiner Mutter als Schutz, so weiß es (sollte eine sichere Bindung bestehen), die Mutter wird auf ihre spezifische Art auf seine Bedürfnisse reagieren. Für verschiedene Bezugspersonen (etwa Mutter, Vater, Schwester etc.) werden auch individuelle Arbeitsmodelle entwickelt.

Pflege- und Adoptiveltern haben es aufgrund dieser internalisierten Arbeitsmodelle häufig schwer, wenn ihre gut gemeinten Handlungen vom Pflege- oder Adoptivkind völlig anders empfunden werden. Das wohl gängigste Beispiel ist das einer Hand, die lediglich ausgestreckt wird und das panische und ruckartige Ducken des Kindes, das Schläge erwartet (vgl. Steele 2005, S.123).

Zu Anfang sind diese Modelle flexibel und veränderbar, stabilisieren sich aber im Laufe der Zeit, werden statischer und somit zu einer Bindungsrepräsentation, die teilweise bewusst und unbewusst sein kann. Eine stabile Bindungsrepräsentation kann ein Teil der psychischen Struktur werden und trägt somit zu psychischer Stabilität bei. Obwohl sich die Arbeitsmodelle mit den Jahren immer stärker verfestigen und es mit zunehmendem Alter immer schwieriger wird diese zu verändern, können einschneidende Erlebnisse mit bedeutungsvollen Bindungen sie noch einmal in eine jeweils andere Richtung verändern (vgl. Brisch 2005, S. 37). Auf dem gleichen Weg, auf dem sich die Arbeitsmodelle entwickeln, entwickeln sich logischer Weise auch innere Bilder von Mutter und Vater

sowie die Selbstbilder. Diese Vernetzen sich in der Interaktion untereinander zu einer kognitiven Struktur und formen das Bindungsmuster (vgl. Bowlby 2008, S. 105). „Die Verknüpfung des für das Bindungsverhalten zuständigen Regelkreises mit den in der Kindheit ausgebildeten inneren Modellen des Selbst und der Bindungsfigur wird somit als zentrales, lebenslang wirksames Persönlichkeitsmerkmal definiert“ (Bowlby 2008, S. 100). Ebenso wird davon ausgegangen, dass die Bindungsrepräsentation der Bindungspersonen an den Säugling weitergegeben werden (vgl. Brisch 2005, S. 40). „Darüber hinaus prägen die mütterlichen Einstellungen und Verhaltensweisen das kindliche Selbstbild: Was die Mutter in ihrem Kind nicht wahrnimmt, kann es schwerlich „in sich selbst“ entdecken. Aufgrund dieser durch die Mutter erfolgenden Selektion werden also schon früh wichtige, noch gar nicht richtig ausgebildete Anteile der weiteren Kommunikation entzogen und damit abgespalten; manchen Kindern werden obendrein fälschlich von der Mutter projizierte Persönlichkeitsmerkmale attribuiert“ (Bowlby 2008, S. 107f). (Dies soll im dritten Kapitel unter Berücksichtigung der Skriptanalyse noch einmal in Form von Zuschreibungen näher erläutert werden.)

Eine Mutter, die ihr Kind übermäßig bindet, blockiert sein natürliches Bedürfnis nach Exploration und frustriert das Kind somit (vgl. Brisch 2005, S. 39). Alice Miller beschreibt diese Unterdrückung des Selbst durch die Befriedigung der persönlichen emotionalen Belange der Mutter als narzisstische Besetzung des Kindes, aus der eine narzisstische Störung erfolgen kann (vgl. Miller 1983, S. 63). Diese Störung ist nur ein Beispiel für weitere psychische Defekte, die sich aus unsicheren Bindungsmustern ergeben können. So beschreibt Bowlby, dass Kindheitserlebnisse mit traumatisierendem Charakter maßgeblich zu Fehlwahrnehmungen, schweren Amnesien und multiplen Persönlichkeitsstörungen führen können (vgl. Bowlby 2008, S. 79). In wie weit dies wiederum auf Beziehungen Einfluss hat, sieht man an den statistischen Befunden von Argyle und Henderson. Sie beschreiben, dass die hohen Raten an psychischen Erkrankungen von geschiedenen Paaren u.a. auf deren psychischen Störungen beruhen (vgl. Argyle/Henderson 1986, S. 27). Und „mit geeigneten sozialen Bindungen haben wir gute Aussichten, länger zu leben, uns körperlicher wie psychischer Gesundheit zu erfreuen und glücklicher zu sein“ (ebd., S. 23). Der Umgang der Eltern mit dem Kind kann grob auch in den Verhaltensweisen des Akzeptierens und des Zurückweisens unterschieden werden. Dabei ist auffällig, dass Kinder, die unter Zurückweisung litten, aggressiv bis straffällig, sogar neurotisch und schizophran werden können. Die Zurückweisung kann in diesem Zusammenhang u.a. durch Überwachung und Disziplinierung erfolgen. Akzeptierte Kinder haben es dagegen

leichter gesundes soziales Verhalten, kooperatives Verhalten etc. zu entwickeln (vgl. ebd., S.162f).

Man sieht also deutlich, welche unvorteilhaften Auswirkungen, negative Bindungserfahrungen auf das spätere Bindungsverhalten und somit auf das soziale Miteinander von Individuen haben kann. Eine gesunde und somit sichere Bindung wäre also Voraussetzung für ein entspanntes weiteres Leben mit einem Partner, einem eigenen Kind und auch für Freundschaften. Für das Thema dieser Diplomarbeit sind die Störungsbilder unsicherer Bindungen weiter von Bedeutung. Auswirkungen dieser habe ich hier bereits grob umrissen und werde im zweiten Kapitel näher darauf eingehen.

1.4 Die drei Phasen des Trennungsprozesses und der Begriff der Trauer

Hat ein Kind eine einigermaßen sichere Bindung an seine Mutter erlebt, so wird der Trennungsprozess folgendermaßen ablaufen. Bowlby teilt den Prozess in drei Phasen: Die Auflehnung, die Verzweiflung und die Loslösung.

In der Phase der Auflehnung ist das Kind wütend und verlangt seine Mutter zurück. Es weint und hofft auf ihre Rückkehr. Das kann mehrere Tage anhalten.

Danach beschäftigt sich das Kind weiterhin mit der Abwesenheit der Mutter, wird aber ruhiger und gelangt in die Phase der Verzweiflung (vgl. Bowlby 2001, S. 66f). Die Kinder resignieren quasi, zeigen kein Interesse an der Umwelt und verweigern unter Umständen sogar das Essen (vgl. Schleiffer 2001, S. 27). Die Hoffnungen des Kindes sind verschwunden. In der dritten Phase der Trennung scheint es so, als würde das Kind seine Mutter vergessen und zeigt wenig Interesse wenn sie wieder kommt bzw. scheint sie nicht einmal zu erkennen (vgl. Bowlby 2001, S. 67). Das Kind hat wieder begonnen sich für seine Umwelt zu interessieren und Kontakte zu anderen Menschen herzustellen. Nur die Mutter will es anscheinend nicht registrieren und interessiert sich genauso wenig dafür, wenn diese erneut geht. „Mit anderen Worten: es verleugnet die schmerzliche Realität im Sinne einer Abwehr. Diese Etappen gleichen denen des Trauerprozesses“ (Schleiffer 2001, S. 27). In allen drei Phasen neigt das Kind zu Wutausbrüchen und destruktivem Verhalten (vgl. Bowlby 2001, S. 67).

1.5 Zusammenfassung der Annahmen der Bindungstheorie

Miriam Steele fasst die Grundaussagen von Bowlbys Bindungstheorie wie folgt zusammen:

- „ 1. Enge emotionale Bindungen zwischen Individuen haben einen primären Status und erfüllen eine biologische Funktion.
2. Die Art und Weise, wie ein Kind behandelt wird, übt einen tiefgreifenden Einfluss auf seine Entwicklung und auf das spätere Funktionieren seiner Persönlichkeit aus.
3. Bindungsverhalten muss als Teil eines Organisationssystems betrachtet werden, das sich auf „innere Arbeitsmodelle“ des Selbst und der Anderen stützt. An diesen Arbeitsmodellen können sich Erwartungen und Verhaltensplanungen orientieren.
4. Obwohl das Bindungsverhalten veränderungsresistent ist, bleibt ein Veränderungspotential erhalten, so, dass es lebenslang für schädliche oder günstige Einflüsse offen bleibt“ (Steele 2005, S. 116).

2 Bindungsstörungen

Trotz der erheblichen Bedeutung bzw. Beeinträchtigung einer unsicheren Bindung für das zwischenmenschliche Miteinander, gelten unsichere Bindungen nicht als Grundlage einer Bindungsstörung. Unsichere Bindungen werden sogar noch als ein normales Anpassungsmuster betrachtet, denn wenn eine Störung vorliegt, treten die erheblichen Veränderungen im Verhalten der Kinder nicht nur in bestimmten Situationen auf – sie manifestieren sich als ein festes Handlungsmuster (vgl. Brisch 2005, S. 83).

Das Verlangen nach Zuwendung und einer zuverlässigen Bindungsperson, die als Schutz dient, setzt voraus, dass die Person, die gerade danach verlangt, im Vergleich zur gebrauchten Person die schwächere ist. Auch oder sogar gerade unsicher gebundene Kinder haben dieses Bedürfnis nach Sicherheit und gerade diese Bindungsfähigkeit kennzeichnet in der Bindungstheorie nach Bowlby eine psychisch stabile Persönlichkeit (vgl. Bowlby 2008, S. 98f).

Als wirklich krank machend beschreibt Bowlby extreme Situationen wie angedrohten Liebesentzug („Mutti hat dich nicht mehr lieb, wenn du nicht dein Zimmer aufräumst“), Verlassensdrohungen („Wir stecken dich ins Internat/Heim“) und angedrohter Suizid durch die Eltern (direkt oder zufällig durchs Kind beobachtet) (vgl. ebd. S.119f).

2.1 Typologie der Bindungsstörungen

Im Folgenden werden verschiedene Typen von Bindungsstörungen beschrieben. Sie entstammen einer diagnostischen Klassifikation, die vom Kleinkind- bis zum Jugendalter angewendet werden kann (vgl. Brisch 2005, S.83).

2.1.1 Kein Bindungsverhalten vorhanden

Kinder, die kein Bindungsverhalten zeigen, suchen nicht einmal in Situationen, in denen sie Angst haben oder sich bedroht fühlen nach einem Menschen, bei dem sie sich zurückziehen und beschützt fühlen können. Auch reagieren sie in Trennungssituationen mit bspw. der Mutter nicht mit Protest oder aber sie protestieren bei jeder noch so belanglosen Person. Sollten (was eher selten der Fall ist) diese Kinder „prosoziales“ Verhalten zeigen, so richten sie dieses nicht an eine bestimmte Person, sondern völlig undifferenziert an irgendjemanden. Aus diesem Grund kann diese Bindungsstörung aber erst nach dem achten

Lebensmonat diagnostiziert werden. Erst dann hat sich (im Normalfall) die Fremdenangst beim Kind entwickeln können, so dass eine eigentliche Bevorzugung der Mutter als Bindungsperson zu erwarten wäre.

Diese Störung wird häufig bei Heimkindern diagnostiziert, und bei Kindern, die auch im Säuglingsalter schon vielen Beziehungswechseln bzw. Beziehungsabbrüchen ausgesetzt waren. Der Wechsel von Pflegestelle zu Pflegestelle ist somit auch ein Ausgangspunkt für solche Störungen (vgl. Brisch 2005, S.83f).

2.1.2 Undifferenziertes Bindungsverhalten

An Kindern mit undifferenziertem Bindungsverhalten wird eine „soziale Promiskuität“⁵ beobachtet. Das heißt, sie machen keinen Unterschied in ihrer freundlich zugewandten Art zu anderen. Egal, ob diese seit Längerem bekannt oder gänzlich fremd sind. Fremden Personen gegenüber sind sie nicht vorsichtig oder skeptisch. Im Gegenteil. In Angst- oder Stresssituationen wenden sich diese Kinder, um Trost zu bekommen, an jede noch so beliebige Person. Dieser gelingt das Beruhigen der Kinder aber selten.

Die Störung noch in einer weiteren Variante auf. Diese zweite Variante wird auch als „Unfall-Risiko-Typ“ beschrieben. Die Kinder weisen ein erhebliches Risikoverhalten auf und verwickeln sich so immer wieder selbst in Unfälle. Man könnte sagen sie provozieren die Unfälle, da sie selbst keinerlei Versuche unternehmen sich zu schützen oder bei einer Bezugsperson zu vergewissern, ob das eigene Verhalten auch sicher ist.

Normalerweise versichert sich ein Säugling während seinem Explorationsverhalten mit Blickkontakt zu seiner Mutter ab, ob sein Vorhaben gefährlich ist oder nicht. Allein durch nonverbale Botschaften der Mutter kann der Säugling entscheiden ob er seine Exploration fortführt oder abbricht. Kinder, die diese Bindungsstörung aufweisen, haben hingegen eine zusätzliche Getriebenheit in sich, die sie dazu führt immer wieder aufs Neue Unfälle zu verursachen. Trotz schwerer Erfahrungen mit Unfällen, behalten sie ihre Risikobereitschaft und lernen scheinbar nicht aus ihren Erfahrungen. Auch diese Störung beruht auf häufigem Bezugswechsel und ist oft bei Heimkindern zu finden (vgl. ebd., S. 85f).

5 "Promiskuität" [von lateinisch promiscuus »gemischt«] die, 1) allgemein: Geschlechtsverkehr mit häufig wechselnden Partnern“ (vgl. Brockhaus online 2009, URL5).

2.1.3 Übersteigertes Bindungsverhalten

Diese Kinder klammern exzessiv. Sie sind getrieben von einer Angst des Allein-Seins und fühlen sich nur dann beruhigt und sicher, wenn sie sich in unmittelbarer Nähe ihrer Bezugsperson befinden. Fremden gegenüber sind sie überängstlich und suchen sogar im Schulalter noch so sehr die Nähe der Eltern, dass sie auf den Arm genommen werden möchten. Eine Trennung von ihrer Mutter bzw. Bezugsperson löst übersteigerte Ängste bis hin zur Panik aus. Übersteigertes Bindungsverhalten tritt bei Kindern auf, deren Mütter z.B. an einer Angststörung leiden und Verlustängsten ausgesetzt sind. Damit sich die Mütter psychisch stabilisieren können, müssen ihre Kinder als sichere Basis fungieren. Die Kinder geben in dieser Rolle ihr Explorationsverhalten total auf (vgl. ebd. S. 86). Deshalb weisen Grossmann und Grossmann darauf hin: „Wenn eine Mutter ihrem Baby nur dann Körperkontakt gibt, wenn es das „ausdrücklich“ wünscht, seinen Wunsch also beobachtbar durch seine Mimik oder Gestik ausdrückt, dann entwickelt der Säugling nicht nur eine sichere Bindung zu ihr, sondern er wird gerade nicht „abhängig“. Er wird selbstständiger, weil er Nähe und Distanz selbst bestimmen kann“ (Grossmann/Grossmann 2005, S. 83).

2.1.4 Gehemmttes Bindungsverhalten

Diese Kinder sind übermäßig angepasst. Allen Aufforderungen kommen sie prompt und ohne jeden Widerstand nach. Trennungen von ihren Bindungspersonen setzen sie keinen oder nur wenigen Protest entgegen. Das Verhalten zur Bindungsperson ist gehemmt. Vertrauter, emotionaler Austausch mit der Bezugsperson erscheint eingeschränkt. Dafür können diese Kinder ihre Gefühle wesentlich offener zum Ausdruck bringen, wenn die Bezugsperson nicht da ist und das Kind mit Fremden interagiert. Dieses Verhalten tritt meist bei Kindern auf, die Opfer körperlicher Gewalt und anderer Misshandlungen wurden. Die Kinder haben zwar Bindungswünsche, äußern diese aber nur kleinlaut oder gar nicht, da immer die Angst vor Gewalt mitschwingt (vgl. Brisch 2005, S. 87).

2.1.5 Aggressives Bindungsverhaltens

Ihren Wunsch nach Nähe bringen Kinder mit dieser Störung durch körperliche oder verbale Aggressionen zum Ausdruck. Seinen Ursprung hat das Ganze in einer auffallend aggressiven Verhaltensweise aller Familienmitglieder untereinander. Dabei geht es nicht

nur um rein körperliche Gewalt sondern auch um psychische Gewalt, die durch verbale und nonverbale Aggressivität eingesetzt wird. Therapeuten, die sich mit solchen Familien beschäftigen, stellen häufig fest, dass die Familien ihr Verhalten entweder nach außen verleugnen oder es tatsächlich nicht bewusst wahrnehmen.

Diese Kinder sind die typischen „Unruhestifter“ in Schulen und anderen Kindergruppen. Hin und wieder, wenn auch selten, gelingt es ihnen, Bindungen durch ihr aggressives Verlangen herzustellen, dann beruhigen sie sich in ihrem Verhalten. In der Regel werden sie aufgrund ihres Verhaltens aber abgelehnt und gehen nur selten feste freundschaftliche Bindungen ein. Damit beginnt ein sogenannter Teufelskreis, denn die Angst davor, dass keine Bindung entsteht oder eine vorhandene verloren geht, frustriert die Bindungswünsche des Kindes und führt somit zu einer Aktivierung des Bindungsverhaltens. Das kann bei Kindern mit dieser Störung zu massiven Kämpfen ausufern. Auch erwarten sie aufgrund früher Erfahrungen mit der primären Bindungsperson grundsätzlich Zurückweisung und Frustration, so dass sie von Anfang an alle Versuche Bindungen herzustellen aggressiv angehen (vgl. ebd., S. 87f).

2.1.6 Bindungsverhalten mit Rollenkehr

Bei diesem Störungsbild findet eine Parentifizierung statt. Die Rollen von Bezugsperson und Kind werden ausgetauscht, wobei das Kind Verantwortung für bspw. seine Mutter übernimmt und sich ihr gegenüber überfürsorglich verhält. Dabei schränkt das Kind sein Explorationsverhalten ein und verzichtet sogar ganz darauf, wann immer die Bezugsperson seine Hilfe braucht. Ähnlich wie bei der übersteigerten Bindung, versucht das Kind hier, immer in der Nähe der Bezugsperson zu sein. Nur eben nicht, um sich selbst Schutz zu verschaffen, sondern um immer den Schutz für die Bindungsperson gewährleisten zu können. Die Freundlichkeit und die Besorgnis um die Mutter können dabei bis hin zur Kontrolle der Mutter ausufern. Das Verhalten des Kindes wird dabei als „ungewöhnlich feinfühlig“ beschrieben. Das Verhalten der Kinder entspringt der Angst um den Verlust der Bezugsperson, was bei Scheidungen, drohendem Suizid oder einem miterlebten Suizidversuch der Fall sein kann (vgl. ebd., S. 88f).

2.2 Wachstumsstörung – Psychosomatische Äußerungen von Bindungsstörungen

Wenn Störungen in der Bindung auftreten, ist es nicht selten der Fall, dass sich dies auch psychosomatisch äußert. So zeigen sich bei emotionaler und körperlicher Verwahrlosung Wachstumsretardierungen. Dabei spielt die körperliche Vernachlässigung keine vordergründige Rolle. Eher geht sie in Form des Wachstumsstillstands bzw. der Verzögerung des Wachstums als Symptom der emotionalen Vernachlässigung einher. Oft beobachtet bei der frühkindlichen Deprivation und dem Hospitalismus. Für Pädagogen und Ärzte ist es wichtig zu wissen, dass diese Äußerungen nicht nur ein typisches Problem sozialer „Unterschichten“ sind. Mutterentbehrung, wie Deprivation auch genannt wird, ist ein emotional bedingtes Problem, dass nicht ausschließlich in sozial bzw. finanziell schwachen Schichten auftritt. Deshalb sollten Ärzte auch immer nach psychischen Gründen suchen, wenn sie auf Wachstumsretardierungen stoßen. Kann die Störung therapeutisch nicht behoben werden, folgt meist ein Wechsel des Kindes in eine Pflegestelle mit „qualitativ besserem emotionalem Umfeld“ (vgl. Brisch 2005, S. 89).

Liegen bei der Mutter bzw. der primären Bezugsperson psychische Störungen vor, sodass die Mutter emotional unerreichbar für das Kind ist, weil sie sich zurückzieht und keine Reaktionen auf versuchte Interaktion zeigt, kann auch dies zu einer Störung der Bindung führen. Überängstliche, depressive bis paranoide Mütter irritieren das Kind und machen ihr Verhalten unvorhersagbar, da auch die mütterlichen Gefühle dem Kind gegenüber eher ambivalent sind und somit ihr Verhalten dem Kind gegenüber wechselt. Besonders im Säuglingsalter kommt es bei den Kinder dabei zu Ess-, Schrei- und Schlafstörungen.

Werden solche Störungen nicht entdeckt und vom Kinderarzt leichtsinnig bzw. ununtersucht einer organischen Ursache (Hormonstörung) zugeschrieben, so chronifizieren sich die Symptome. Verschwinden die Symptome nicht, spannt sich die Eltern-Kind-Interaktion weiterhin an und die Symptomatik kann sich selbst erhalten (vgl. ebd., S. 90).

2.3 Trennungsangst und Verlassenheitspanik

Zum klinischen Bild der Angstneurose gehören die Trennungsangst und die Verlassenheitspanik. Wobei sich die Verlassenheitspanik aus der Trennungsangst entwickeln kann. Ursachen für diese Störungen finden Therapeuten bei der Analyse frühkindlicher Verlassenheitserfahrungen. Wie ich schon erwähnte, kann sich aus der

Trennungsangst die Verlassenheitspanik entwickeln, wobei man immer noch bedenken muss, dass Trennungsangst ein bestimmender Anteil im Rahmen der Norm menschlicher Bindungen ist. Trennungsängste können bewusst erlebt werden oder aber bewusst nicht wahrgenommen werden. Verschiedene Arrangements und Abmachungen im und mit dem sozialen Umfeld bzw. mit den Bezugspersonen dienen dazu diese Angst zu verhüten. Nur wenn sich diese Arrangements zur Einschränkung der Exploration bzw. zur Abhängigkeit von anderen steigern, kommt es zu Störungen.

Die Verlassenheitspanik hingegen, kann unangemeldet und plötzlich auftreten. Sie vermittelt eine tiefgreifende, empfundene Hilflosigkeit, aus welcher der Betroffene keinen Ausweg findet. Eine wichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang das Fehlen, Vermissen und Verlieren wichtiger Angehöriger. Betroffen sind Kinder und Erwachsene. Wenn den Betroffenen die Ursachen ihrer Ängste nicht bekannt sind, dann verschweigen sie diese häufig aus Scham (vgl. Rehberger 2000, S. 17f).

3 Die Bedeutung negativer Bindungserlebnisse für die Heimerziehung

„Machen wir uns klar, dass jeder Mensch durch das Zusammenwirken von mitgebrachter Anlage und von Einwirkungen auf ihn während seiner Kinderjahre eine bestimmte Eigenart erworben hat, wie er das Liebesleben ausübt, also welche Liebesbedingungen er stellt, welche Triebe er dabei befriedigt und welche Ziele er sich setzt“ (Freud 1992, S. 39). Mit diesem kurzen Satz leitet der Psychoanalytiker Sigmund Freud seine Abhandlung über die Dynamik der Übertragung ein. Was Freud mit der Übertragung meint, ist, dass der Patient eines Psychologen, in der Therapie zumeist alte und verdrängte Affekte und sozusagen erlernte Klischees auf den Arzt überträgt (vgl. ebd., S. 40f). Nun ist die Übertragung keineswegs eine auf die Psychotherapie begrenzte Erscheinung. „Wenn jeder Mensch die unfehlbare Kraft hat, allem, was ihm begegnet, die Spuren dessen aufzudrücken, was er geliebt hat, so ist nicht einzusehen, dass dieses Privileg sich auf so besondere Umstände wie die einer Analyse beschränken soll“ (Neyraut 1976, S. 105). So können Betreuer aller Erziehungseinrichtungen, insbesondere solch intensiver wie der Heimunterbringung, davon ausgehen, dass alte, internalisierte Verhaltensweisen gegenüber den Eltern oder auch verdrängte Gefühle, die aufgrund vermeidender oder ambivalenter Bindung erlebt wurden, im Rahmen der ersetzenden bzw. ergänzenden Erziehung im Heim auf die Betreuer angewendet werden. So dürfen und brauchen Betreuer es in erster Linie nicht persönlich nehmen, wenn Bezugskinder sich vermeidend oder ablehnend verhalten, da ihr Verhalten in der Vergangenheit begründet liegt. „Die Tatsache, dass die erste im Leben des Säuglings hergestellte Beziehung einem menschlichen Partner gilt, ist von besonderer Bedeutung. Die gesamte spätere soziale Entwicklung des Kindes wird davon beeinflusst. Hier haben wir den Beginn einer Entwicklung vor uns, die das Kind schließlich dahin führen wird, ein Mensch, ein Sozialwesen, ein „Zoon politikon“⁶ zu werden“ (Spitz 1992, S. 48f). Eine Aussage eines weiteren Wissenschaftlers, die den Annahmen Bowlbys und seiner Kollegen entspricht.

Natürlich hat Bowlby auch Kritik an stationären Institutionen wie dem Heim geübt und Erfahrungen des Hospitalismus auf diese zurück geführt. Dennoch scheinen sich die meisten Wissenschaftler darüber einig zu sein, dass die Grundlagen in der frühen Erfahrung mit den Eltern begründet liegen. Long, Ziller und Bankes betrachten es im Rahmen ihrer Theorien von 1970 als sekundär, ob das geringe Selbstwertgefühl institutionalisierter Kinder auf familiären oder institutionellen Erfahrungen beruht. Für sie

⁶ Zoon politikon: Bezeichnung des Aristoteles für den Menschen als soziales Lebewesen (vgl. wissen.de 2009, URL6)

ist eine soziale und emotionale Grunderfahrung der hauptsächliche Grund (vgl. Hansen 1994, S. 76). Geht man von den unterschiedlichen Schicksalen verschiedener Kinder aus, derer, die von Geburt an in Heimerziehung aufwachsen und derer, die erst später in die Institution kommen, aber Vernachlässigung erfahren so kann man sicherlich an beiden Schicksalen die gleichen Auswirkungen aufgrund anderer Rahmenbedingungen beobachten. Dennoch haben beide Ausgangspunkte die gleichen negativen Auswirkungen auf die Kinder: Sozial und emotional verminderte Zuwendung⁷.

Yougleson betont, dass die Mangelerfahrungen, die Kinder aus der Familie mitbringen, wenn sie in ein Heim umziehen, sich in diesem fortsetzen und manifestieren werden (vgl. ebd., S. 78).

Kinder und auch Jugendliche, die in Heimerziehung kommen, müssen mit der Trennung von ihren Eltern, ihren primären Bezugspersonen, leben und sie verarbeiten. Gerade in ihnen prägt sich der Wunsch nach engen und dauerhaften Beziehungen (die aufgrund von Personalfluktuations und Schichtdiensten in Heimen so intensiv nicht gewährleistet werden können, hierzu aber mehr in Kapitel 4). Wird der weiterhin unsichere Lebensraum des Heimes nicht kompensiert, so wird der Wunsch nach Zuwendung und Sicherheit zu einem lebenslangen Problem (vgl. Schleiffer 2001, S. 17). Grossmann und Grossmann betonen noch einmal wie wichtig das Wissen um den Trauerprozess des Kindes ist, da Trennungen traumatisieren können (Grossmann/Grossmann 2006, S. 75). Bowlby beteuert, dass das Wissen um die Phasen der Trauer aufgrund einer Trennung (siehe Kapitel 1.4) dabei unterstützen kann, das Verhalten eines Kindes, das zum ersten Mal und nach Verlassen der primären Bezugsperson im Heim ankommt, zunächst auf diese Trauer zurückzuführen. Dabei zeigt sich die Trauer auf diese Weise in allen Altersstufen und Lebensphasen eines jeden Menschen. (Bowlby 2001, S. 69). Daher sollte den Kindern doch ihr Trauern zugestanden werden und nicht sofort mit Sanktionen und Methoden auf das als abweichendes Verhalten gedeutete Trauern der Kinder reagiert werden⁸.

Des Weiteren fällt bei Heimkindern immer wieder die Unfähigkeit zum Miteinander-Leben auf. Der Alltag ist geprägt durch Gewalt, Auseinandersetzungen und Unzufriedenheit sowohl auf der Seite der Bewohner als auch der Betreuer.

So sind Hassgefühle oder das Gegenteil davon, exzessive Liebesansprüche, die den Betreuern entgegen gebracht werden, Ausmaße partieller Deprivation, also einer Vernachlässigungserfahrung, die nicht durchgängig war. Wer allerdings totaler Deprivation ausgesetzt war, kann die Fähigkeit zum Kontakt mit anderen Menschen völlig verlieren,

⁷ Schlussfolgerung meinerseits

⁸ Schlussfolgerung meinerseits

was das Zusammenleben mit anderen enorm erschwert (vgl. Bowlby 1995, S.12). Des Weiteren geht man davon aus, dass Kinder, die bis zu ihrem dritten Lebensjahr in Heimunterbringung gelebt haben, keine festen Bindungen zu eventuellen Pflegeeltern herstellen können. Das ist darauf zurückzuführen, dass die ersten engen und stabilen Bindungen in den ersten Lebensjahren geknüpft werden (vgl. Argyle/Henderson 1986, S. 241) und diese sozusagen als Modell für weitere Bindungen gelten. Da die Intensität der Betreuung in Heimen denen einer stabilen und kontinuierlichen mütterlichen Zuwendung niemals gerecht werden kann, ist hier die weitere Hospitalisierung der untergebrachten Kinder zu erkennen⁹.

Was im Zusammenhang mit den Schlussfolgerungen zwischen Bindungstheorie und dem Leben und dem gegenseitigen Umgang im Heim betont werden muss, ist, dass Beziehungen zwischen Menschen nicht ausschließlich auf Bindungen reduziert werden können. Zu der Frau bei Aldi an der Kasse baut man in der Regel auch keine Bindung auf und trotzdem bezahlt man die lebenserhaltenden Lebensmittel bei ihr. Deshalb muss die Gefahr der Übertreibung bzw. der Einseitigkeit des Themas immer im Bewusstsein des Lesers sein (vgl. Schleiffer 2001, S.278). Nichts desto trotz beschäftigt sich diese Arbeit primär mit dem Thema der Bindung und soll auch weiterhin diesem Thema gehören. Ich gebe lediglich zu bedenken, dass eine Reihe anderer Faktoren das Miteinander in der Heimerziehung beeinflussen.

3.1 Theory of mind

Die „Theory of mind“ ist die Fähigkeit sich in andere Menschen hinein zu versetzen und somit deren Gefühle, Wünsche und Bedürfnisse zu spüren. Man kann sie also als die Voraussetzung für Empathie und empathisches Denken und Handeln bezeichnen. Dabei geht es nicht nur darum, seinen Mitmenschen mit Mitgefühl gegenüber zu stehen, wenn es ihnen schlecht geht, also deren Verhaltensweisen zu verstehen, sondern auch darum, dass die „Theory of mind“ ebenso hilft, vorher zu sehen, wie ein anderer auf gewisse Rahmenbedingungen reagieren wird. So kann die Fähigkeit der Empathie uns vor gefährlichen Situationen schützen, in denen ein anderer z.B. gewalttätig wird. Diese Fähigkeit wird von Kindern, die sicher gebunden sind, leichter erworben, als von unsicher gebundenen (vgl. Schleiffer 2001, S. 58f). Da unsere soziale Kompetenz von dieser

⁹ Schlussfolgerung meinerseits

Fähigkeit abhängt, kann auch hier wieder eine Verbindung zwischen unsicherer Bindung an die ursprüngliche Bezugsperson und dissozialem Verhalten in der Heimeinrichtung gesehen werden.

Es wird davon ausgegangen, dass Kinder, die ganz natürlich ihrer ersten Bezugsperson Vertrauen entgegen bringen und dann von dieser missbraucht werden (in welcher Hinsicht auch immer), natürlich Schwierigkeiten damit haben, sich in diese Personen hinein zu versetzen. Die Frage: „Warum tut mir jemand, dem ich vertraue und der mich schützen und lieben sollte, etwas an, das mich verletzt?“ drängt sich auf und ist ohne Grundlage einer sicheren Bindung nicht zu beantworten. Es herrscht quasi eine Art Ambivalenz zwischen den eigenen Gefühlen der Verletzung und Schändung und dem Vertrauen in die vermeintlich gute Bezugsperson. Da sich so keine Antwort finden lässt, wird die Entwicklung der „Theory of mind“ behindert (vgl. ebd., S. 266).

3.2 Beobachtbares Verhalten von Heimkindern

Im Verhalten, der den Betreuern von Heimeinrichtungen anvertrauten Kinder, sind in unterschiedlichen Altersstufen verschiedene Äußerungen und Verhaltensmuster zu erkennen. Typische und häufige Verhaltensweisen sollen an dieser Stelle beschrieben werden.

3.2.1 Dissoziales Verhalten jugendlicher Heimkinder

Im jungen Kindesalter kann – auch unter den Bedingungen der Heimerziehung – typisches Bindungsverhalten (Suchen, Protest bei Trennung, Rufen, Weinen, Verfolgen, Klammern) beobachtet werden. Ab dem Jugendalter ändert sich das. Die Jugendlichen verstecken ihren Wunsch nach Nähe oder äußern ihn auf eine Weise, die beim Adressaten meist eher Befremden, Ärger und auch Angst auslösen kann (vgl. Schleiffer 2001, S. 19). Mit ihrem nach außen gerichteten und somit auf Reaktion hoffenden Verhalten, stören die Jugendlichen ihr Umfeld und genau das wollen sie anscheinend auch. Es scheint, als sei dissoziales Verhalten eine übrig gebliebene Hoffnung des Kindes auf Zuwendung, die es sich so immerhin einfordert. Sie setzen diese ihre Kompetenz ein, um letztendlich eine soziale Reaktion auf sich zu bekommen und somit Zuwendung zu erhalten (vgl. ebd., S. 204). Dieses „...Verhalten lässt erahnen, welches Sicherheitsbedürfnis diese Kinder umtreibt. Diese Kinder und Jugendlichen provozieren mit ihrem Verhalten offensichtlich

eine Kommunikationsform, die ihnen aus ihrer Herkunftsfamilie vertraut ist und bei der ihnen ihre Beteiligung ausreichend sicher vorhersehbar erscheint, und nehmen die Nachteile dieser gespannten, von negativen Affekten geprägte Kommunikation gewissermaßen billigend in Kauf“ (ebd., S.93). Bereits in der Einleitung zu diesem Kapitel wies ich darauf hin, dass Kinder in Heimerziehung zunächst einmal vornehmlich nach ihren alten Verhaltensmustern handeln und leben werden. „Bei allen Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe, die mit der Herausnahme eines älteren Kindes aus seiner Familie verbunden sind, muss man damit rechnen, dass diese Kinder und Jugendlichen die ihnen zur Verfügung stehenden inneren Arbeitsmodelle auch anlässlich der Interaktion mit ihren neuen Bezugspersonen anwenden werden, d.h. auf einen Kontext, für den sie erst einmal nicht passend sind“ (ebd., S.93).

Die Bedeutsamkeit von Vertrauensaufbau zwischen Betreuer und Zu-Betreuendem wird deutlich, wenn man bedenkt, dass dissozial sozialisierte Kinder deshalb nicht an erzieherischer Kommunikation teilnehmen, also mit dem Erzieher in klar formulierte Interaktion treten und ihre Bedürfnisse konkret darlegen, weil ihre vorhergegangenen Erfahrungen mit Erziehung ihr psychisches System und ihre Deutungsmuster so formten, dass eine erkennbare Erziehungsabsicht automatisch Abwehr auslöst (vgl. ebd., S. 225). Denn jede neue Information, die der Jugendliche in sein bestehendes Weltbild übernehmen könnte, könnte dieses zerstören oder zumindest geringfügig verändern. Informationen oder Erfahrungen haben diese Macht und werden von den betroffenen Kindern und Jugendlichen abgelehnt. So wird ihr kontinuierliches „Nicht-Wissen-Wollen“ zu einer Anpassung an ihre Situation, die nur zu ertragen ist, wenn man sie nicht hinterfragt. Dabei verkümmern Neugierde, Explorationsverhalten und die Möglichkeiten etwas hinterfragen zu können - also selbstständig zu denken. Daraus resultieren Lernbehinderungen. Roland Schleiffer bringt in seinem Buch „Der heimliche Wunsch nach Nähe“ hierfür das Beispiel von Olaf, der die groteske Argumentation, er sei im Heim, weil seine Mutter so viele Katzen zu versorgen habe, nutzte, um seine Mutter weiterhin als „guten“ Menschen betrachten zu können und seiner eigenen Situation einen Sinn zu geben. Schließlich war seine Mutter wenigstens tierlieb. Seine Weltanschauung stagnierte bei dieser Ansicht und wollte keine neuen Erfahrungen zulassen. Olaf war lernbehindert. Ergebnisse der Bindungstheorie verweisen deshalb auch auf den engen Zusammenhang zwischen sicherer Bindung und kognitiver Kompetenz (vgl. ebd., S. 205ff).

3.2.2 Regression und Bewegungsabläufe junger Kinder

Über das Verhalten junger, seelisch vernachlässigter Kinder gab René Spitz Auskunft, als er die als typische Hospitalismus-Bewegungen bekannten Äußerungen junger Kinder in stationärer Unterbringung beschrieb. So waren am Hospitalismus-Syndrom leidende Kinder in der Regel ruhig solange man sie mit sich alleine lies. In den Frühstadien der Entbehrung waren die einzigen Handlungen, die sie vollführten merkwürdige und stundenlang wiederholte Fingerbewegungen oder versteifte Zwangsgriffe an ihre Kleidung. Nicht einmal autoerotische Betätigungen wie das Daumenlutschen, die ein orales Bedürfnis befriedigt hätten, waren zu beobachten. Im fortschreitenden Stadium neigten die Kinder zu Lethargie und lagen bewegungs- und lustlos da. Selbst die Annäherung eines anderen Menschen veränderte ihre Unlust nicht (abgesehen von den Pflegerinnen, die das Essen reichten). Die Kontaktverweigerung, die hier in der Unlust und den fehlenden Reaktionen des Kindes deutlich werden, lagen darin begründet, dass sie gar keine Energie hatten, die sie dafür hätten aufwenden können. Spitz beschreibt dieses Verhalten der Kinder als Vermeidungsverhalten, das durch Regression aufrecht erhalten wird. Zwar ändert regressives Verhalten nichts an dem Reiz, dem das Kind ausgesetzt ist, wenn sich jemand anderes nähert, aber es dient als Spannungsabbau der äußeren und störenden Einflüsse. Ein Beispiel hierfür ist das Daumenlutschen, das nun doch auftritt, junger Kinder, die dem Alter des Daumenlutschens eigentlich schon entwachsen sind. Es kann den Bedürfnissen, die es hat, nicht gerecht werden, aber es kann die Spannung vermindern indem es eine Entwicklungsstufe regrediert, auf der jede Befriedigung von oraler Bedeutsamkeit war (vgl. Spitz 1992, S 17ff).

3.3 Die Wiederholung gemachter Erfahrungen – Skripts

Die Skripttheorie ist einzuordnen in die Transaktionsanalyse, die vom US-amerikanischen Psychiater Eric Berne entwickelt wurde. Hier geht man davon aus, dass der Mensch O.K. ist. Er wird so geboren und bleibt es, auch wenn er psychisch krank ist. Seine psychischen Schwierigkeiten werden als lösbar angesehen. Dazu muss man die Gegebenheiten seiner Kindheit (Zuschreibungen und Einschärfungen) betrachten.

Laut der Skripttheorie schmiedet der Mensch im Zuge seiner Kindheit und dem Heranwachsen bewusst Pläne für sein Leben. Diese beeinflussen somit den Ablauf des Lebens und machen es vorhersagbar. Wenn das Leben auf solch frühen Entscheidungen beruht und sich immer wieder an diesen niemals hinterfragten oder geänderten Entscheidungen orientiert, dann hat der Mensch ein Skript (vgl. Steiner 2000, S. 37).

Im Rahmen der Übertragung zitierte ich bereits Sigmund Freud folgendermaßen: „Machen wir uns klar, dass jeder Mensch durch das Zusammenwirken von mitgebrachter Anlage und von Einwirkungen auf ihn während seiner Kinderjahre eine bestimmte Eigenart erworben hat, wie er da Liebesleben ausübt, also welche Liebesbedingungen er stellt, welche Triebe er dabei befriedigt und welche Ziele er sich setzt“ (Freud 1992, S.39). Freud schreibt in diesem Zusammenhang weiter: „Das ergibt sozusagen ein Klischee (oder auch mehrere), welches im Laufe des Lebens regelmäßig wiederholt, neu abgedruckt wird, insoweit die äußeren Umstände und die Natur der zugänglichen Liebesobjekte es gestatten, welches gewiss auch gegen rezente Eindrücke nicht völlig unveränderlich ist“ (Freud 1992, S.39f). Man kann also schlussfolgern, dass auch Freud davon ausgeht, dass – wie er sie nennt – die Klischees immer wiederholt werden. Betrachtet man es aus der Transaktionsanalyse heraus, kann man sagen, dass auch hier Fehler immer wieder wiederholt werden, weil die Entscheidungen zu der fehlerhaften Handlung bereits in der Kindheit fiel und alle Handlungen darauf zurück geführt und damit legitimiert werden¹⁰.

Skripts haben Ähnlichkeit mit Krankheiten, da sie genauso einen Anfang, einen Verlauf und ein Ergebnis haben. Im Gegensatz zu Krankheiten beruhen Skripts nicht auf pathologischen Gewebeveränderungen, sondern auf bewussten und eigenen Entscheidungen und können somit auch in eigener Regie wieder geändert werden (vgl. Steiner 2000, S. 37f).

„Bei einem Skript handelt es sich im Wesentlichen um den Bauplan, das Manuskript für einen Lebenslauf“ (ebd., S.69). Und die Skriptanalyse erforscht dabei die frühen

¹⁰ Schlussfolgerung meinerseits

Entscheidungen der Menschen, die auf den Einschärfungen und Zuschreibungen (von denen im nächsten Unterpunkt genauer die Rede sein wird) deren Eltern basieren. Diese treten verhüllt auf und nicht in so konkreten Aussagen wie: „Ich möchte das du stirbst!“ oder „Ich möchte, dass du nicht denkst!“. Dennoch können genau solche Inhalte an das Kind gerichtet werden, indem sie als Metatext einer völlig anderen Aussage mitgesendet werden (vgl. ebd., S.82f). So können die Aussagen: „Ich stecke mein gesamtes Privatleben zurück, weil ich dir ständig bei den Hausaufgaben helfen muss. Du störst mich andauernd. Geh raus spielen, ohne dich ist es ruhiger im Haus. Ich will jetzt nicht mit dir spielen“ etc. in einer ohnehin gereizten Eltern-Kind-Beziehung, in der mehr Kontakt vermieden als hergestellt wird, im Metatext die Aussage „Ich will das du stirbst, weil ich dann meine Ruhe habe“ beinhalten und unbewusst auch so beim Kind ankommen. Es empfindet sich also als Störenfried in allen Situationen und will sich selbst womöglich aus allem raus halten. Wenn Eltern ihren Kindern erzählen, die beobachteten Gewalttaten zwischen Mutter und Vater wären nur ein Traum gewesen oder sie hätten es im Fernsehen gesehen, dem Kind verbieten, darüber zu sprechen und sich Gedanken zu machen, dann wird die kognitive Leistung des Kindes in Frage gestellt und das Kind kriegt die klare Anweisung nicht zu denken¹¹. Daher bezieht sich die Skriptanalyse immer auf zwei Ebenen der Kommunikation. Zum einen die soziale, die auf der alle hörbaren, sichtbaren – also offen wahrnehmbaren – Anteile der Transaktion stattfinden. Und die psychologische Ebene. Hier findet die verborgene und „nicht-explicite“ Kommunikation statt (vgl. ebd., S. 82).

Nicht alle Menschen haben ein Skript. Die Menschen, die eines haben, haben entweder ein hamartisches (dramatisches) Skript oder ein banales (melodramatisches) Skript. Beide können gut oder aber auch schlecht sein. Gut oder schlecht beziehen dich hierbei nicht auf das autonome Leben, dass sie einem vermeintlich bieten können. Das können sie nämlich nicht. „In beiden Fällen – ganz gleich, ob es sich um ein gutes oder ein schlechtes Skript handelt – ruiniert das Skript die Chancen des Menschen, sein eigenes Leben voll auszuleben“ (ebd., S. 127). Die Vorteile des guten Skriptes beziehen sich lediglich auf gesellschaftliche Vorteile, die es einem verschaffen kann.

Am häufigsten treten banale Skripts auf, hamartische eher selten. Und obgleich nicht alle Menschen ein Skript haben, so sind diese wenigen ohne Skript doch eine große Ausnahme (vgl. ebd. S. 126f).

Alle, die von einem Skript beherrscht werden, werden dies in unterschiedlichem Ausmaß. Ein tragisches Skript ist also nur der Extremfall dessen, was für alle Inhaber eines Skriptes gilt: wenig Freiheit, vorgeschriebene Lebensläufe und damit verbunden wenig

¹¹ Beispiele meinerseits

Wahlmöglichkeiten. Je nachdem welche Aussagen die Einschärfungen und Zuschreibungen der Kindheit tätigen, entwirft der Mensch ein tragisches oder banales Skript. Sind die Aussagen bössartig im Sinne von „Ich will, dass du stirbst“, so führen sie später zu tragischen Folgen und der Mensch wird womöglich Alkoholiker und stirbt frühzeitig daran. Auch die womöglich erblich bedingte Resistenz des Kindes kann ausschlaggebend sein. Wer sich besser wehren kann gegen die Aussagen der Eltern – die zwar in der Regel nach jedem Widerstand stärker werden, aber manchmal eben auch aufgeben, wenn das Kind stark genug ist – rebellieren und sich nicht vollkommen das Leben diktieren lassen. (vgl. ebd., S. 120F¹²).

3.3.1 Einschärfungen und Zuschreibungen

Eine Einschärfung ist ein Verbot und spiegelt das Kindheits-Ich der Eltern wieder, also deren Sehnsüchte und Wünsche, Ängste, also auch die Affekte, die aus ihrer eigenen Kindheit übrig blieben. Intensität und Tragweite der Einschärfungen können variieren. So schränkt die Aussage: „Du sollst nicht so laut toben“ einen kleineren Verhaltensbereich ein als die Aussage: „Sei nicht glücklich“ oder „Du sollst nicht denken“ (vgl. ebd., S. 78).

Übertragen wir diesen Gedanken der Einschärfung nun auf die Kenntnisse aus Bowlbys Bindungstheorie könnte die Einschärfung, die ein Kind mit übersteigertem Bindungsverhalten früh zu hören bekommen hat, folgendermaßen klingen: „Du darfst nicht weggehen, ich brauche dich“. Für die Zukunft kann dies bedeuten, dass die Kinder auch in der Heimeinrichtung weiterhin diesem Muster folgen: Dem Betreuer sozusagen stets zur Hand gehen und unauffällig scheinen, aber all ihre eigenen Bedürfnisse zurück stecken. In erster Linie sind solche Kinder beliebter, als jene, die rebellieren und dem Betreuer gewaltbereit entgentreten, daher läuft man als Betreuer Gefahr, die Bedürfnisse des angepassten Kindes zu übersehen, da es sie nicht explizit einfordert. Möglich ist auch, dass sich Jugendliche mit einem solchen Skript Partner suchen werden, von denen sie gebraucht werden und so lebenslang in jeder neuen Beziehung ihr Selbst unterdrücken¹³.

Einschärfungen werden negativ formuliert. Will man einen Menschen beeinflussen, kann man dies aber auch über positive Aussagen machen. Diese nennt man in der Skriptanalyse Zuschreibungen. Im Gegensatz zu der Einschärfung wird nicht gesagt wie jemand sein soll, sondern, wie er bereits ist – unabhängig davon ob es der Realität entspricht oder dem

12 + Eingefügtes Beispiel meinerseits

13 Schlussfolgerung meinerseits

Wunsch der Person, die es ausspricht. Das Prinzip gleicht einer Art Hypnose.

Die Zuschreibung scheint wirksamer als die Einschärfung, da sie in dem Sinne positiv ist, in dem sie keine Ansprüche an Veränderungen stellt, die eine bewusste Anstrengung des Kindes erfordern würde, sondern einen IST-Zustand herstellt. Wenn die Einschärfung nicht befolgt wird, wird das Kind bestraft. Eine Folge der gelungenen Zuschreibung ist die Verstärkung durch Belohnung (vgl. ebd., S. 79ff).

Übertragen auf die Annahmen Bowlbys, angewendet auf das übersteigerte Bindungsverhalten, könnte die Zuschreibung einer bedürftigen Mutter so aussehen: „Du bist eine gute Aufpasserin“. Die Zuschreibung durch einen Heimbetreuer gegenüber einem Kind bei den Hausaufgaben könnte ganz einfach lauten: „Du bist ein fleißiges Kind“. Wenn ich einen Fall konstruiere, in dem das Kind, das diese Zuschreibung empfängt, kognitiv sehr leistungsstark und ein guter Schüler ist und der Betreuer somit nur noch seine bisherigen Erfolge pushen möchte, das Kind aber eigentlich ganz andere Interessen und Neigungen als die Mathehausaufgaben in sich entdecken könnte, dann wäre das Kind so manipuliert, seine eigenen Impulse z.B. in Richtung Fahrradausflug zugunsten einer weiteren Übungsaufgabe zu ignorieren¹⁴.

In der Regel kommen die Einschärfungen und Zuschreibungen von dem jeweils gegengeschlechtlichen Elternteil. Das gleichgeschlechtliche Elternteil hingegen lebt dem Kind vor wie es auf die Einschärfung oder Zuschreibung zu reagieren hat.

Ein Vater, der seiner Tochter sagt: „Du bist schön“, wird Schönheit wahrscheinlich für ein wichtiges Merkmal einer Frau halten und sich auch eine – nach seinen Maßstäben – schöne Mutter zu dem Kind ausgesucht haben. Die Mutter fungiert so also als Schönheitsideal für ihre Tochter. Das ist jedoch kein Dogma der Ursprünge beider Machtquellen, sondern der Regelfall einer Familienstruktur, in der eine strenge Geschlechter-Rollen-Erziehung herrscht.

Eine bessere Einflussquelle als die der Zuschreibungen und Einschärfungen ist die der Erlaubnis. Häufig ist es der Therapeut, der diese ausspricht, aber schon Eltern können diese befreiende Quelle nutzen und natürlich auch der Betreuer der Heimeinrichtung (vgl. ebd., S. 106ff).

Zusammengefasst kann man es so ausdrücken, wie Eric Berne es tat: „Gewollt oder ungewollt lehren Eltern von Geburt an ihren Kindern, wie sie sich verhalten sollen, wie sie

¹⁴ Beispielkonstrukt meinerseits

denken, fühlen und wahrnehmen sollen. Von diesen Einflüssen kann man sich nur schwer lösen. Eine solche Lösung ist tatsächlich nur dann möglich, wenn das Individuum aus einer wirklich autonomen Befindlichkeit heraus handeln kann; es muss unbefangen wahrnehmen und spontan handeln können, die Fähigkeit zu intemem Umgang mit anderen haben und es muss sich frei entscheiden können, welchen Teil des elterlichen Angebotes es annehmen möchte und welchen nicht“ (Berne in Steiner 2000, S. 129).

Diesen Prozess der Skriptbildung bezeichnet Steiner als Grundübung des Lebens und erklärt wie diese einen Angriff auf die drei menschlichen Grundfertigkeiten darstellt, mit denen wir geboren werden: Intimer Umgang (die Fähigkeit Liebe zu geben und anzunehmen), freie Wahrnehmung (insbesondere die Empathiefähigkeit) und Spontaneität (ureigene Bedürfnisse frei ausdrücken). Als Resultat der Skriptbildung bzw. Grundübung, nennt Steiner „Liebesverlust“, „Verlust des Verstandes“ und „Verlust der Lust“ (vgl. Steiner 2000, S. 129f).

3.3.2 Grundformen des Skripts

Claude Steiner geht von drei idealtypisch-extremen Grundformen des Skriptes aus. „Die Willensfreiheit und Selbstständigkeit der Lebensführung wird nach drei Grundmustern zerstört und in Skripts gepresst“ (ebd., S.98).

Er nennt die drei Skripts: „Keine Liebe“, „Wahn-Skript“ und „Keine Freude“.

Das „Wahn-Skript“ beinhaltet die Furcht, verrückt zu werden und kann in der extremsten Form bis hin zur Einlieferung in eine geschlossene Anstalt, also dem buchstäblichen Verrückt-werden, führen.

Das Skript „Keine Freude“ treibt die Menschen in ersatzweise Abhängigkeiten. Um ihre Kopfschmerzen zu beseitigen fragen sie sich bspw. nicht woher sie kommen und was sie sich gutes tun könnten, damit sie verschwinden, sondern sie greifen nach einem Ersatzmittel. Auf ähnliche Weise ändern Alkoholiker nichts an ihrer Arbeitslosigkeit sondern ertränken ihre Probleme im Alkohol und werden abhängig (vgl. ebd., S.98ff).

Das Skript „Keine Liebe“ soll in Hinsicht auf die Heimerziehung im folgenden Punkt genauer betrachtet werden.

3.3.2.1 „Keine Liebe“

Wer – wie die meisten Kinder und Jugendlichen in Heimeinrichtungen – zu wenig Liebe und Zuwendung erfuh und – wenn auch unbewusst – auf der Suche nach ihr ist, dem kann Liebe zu einem chronischen Bedürfnis werden bzw. kann ihn depressiv machen. Diese Depression führt mitunter bis hin zur Selbsttötung aufgrund des Gefühls nicht geliebt zu werden oder keine Liebe zu verdienen. Das Skript beruht auf der „Ökonomie der Streicheleinheiten“. Sie bezieht sich auf Einschärfungen, welche die Fähigkeit, Zuwendung zu erlangen, beeinträchtigen (vgl. ebd., S. 98f).

3.3.2.1.1 Strokes

„Strokes“, wie Eric Berne die Streicheleinheiten nennt, sind das, was man im Alltag als Zuwendung, Liebe oder das „sich gegenseitig zur Kenntnis nehmen“ bezeichnen würde. Das Wort „Strokes“ oder aber auch Streicheleinheiten verschafft dem Forschungsgebiet der Liebe mehr Respekt als würde man ununterbrochen von der ach so lyrisch behafteten Liebe sprechen.

Die Streicheleinheiten können sowohl positiv als auch negativ sein. Wertvoll für den Menschen sind, die positiven Streicheleinheiten, die man gerne annimmt und aus Aufrichtigkeit bekommt. Negative Streicheleinheiten hingegen sind solche, die unaufrichtig verteilt oder eben von jemandem gegeben werden, von dem man so viel Nähe nicht ertragen möchte (vgl. ebd., S. 130f).

Dennoch: „Ohne Streicheleinheiten kann der Mensch nicht leben“ (ebd. S. 131).

Der Mensch braucht also Zuwendung um überleben zu können und wird, wenn er nicht genügend positive Zuwendung bekommt, auch negative in Kauf nehmen. „Negative Streicheleinheiten sind wie verschmutztes Wasser: Wenn wir sehr durstig sind, dann übersehen wir den Schmutz, um zu überleben – auch wenn der Schmutz giftig ist“ (ebd., S. 131). So kann man sich vorstellen, dass ein Mensch ohne genügend Zuwendung emotional verkümmert wie ein Obdachloser, der aus Mangel an Lebensmitteln verhungert (vgl. ebd., S. 138).

Wenn emotional bedürftige Kinder in der Heimeinrichtung, also auf die Art und Weise, wie ihre Zuschreibungen (bspw. „Du bist ein böses Kind“) es ihnen erlauben zu sein, dann können wir erahnen warum sie die Zuwendung des Betreuers über dissoziales, bis hin zu gewaltbereitem Verhalten einfordern. Sie wissen nicht wie sie es sonst tun sollen und schon

gar nicht, wie man positive Streicheleinheiten einfordert und provozieren so negative Zuwendung¹⁵.

Das Skript „Keine Liebe“ wird über folgende Austauschregeln (Einschärfungen) erlernt:

1. Gib keine Streicheleinheiten, es sei denn du musst.

Dies schränkt den freizügigen Umgang mit Zuwendung ein und behindert die Ausdrucksmöglichkeiten von Liebesgefühlen, die auf diese Weise frühzeitig entweder gar nicht erlernt oder aber verlernt werden.

2. Bitte nicht um Streicheleinheiten, auch dann nicht, wenn du sie brauchst.

Hier findet ein Unterdrücken der eigenen Bedürfnisse statt.

3. Nimm keine Streicheleinheiten an, auch wenn du es möchtest.

Wiederum eine Unterdrückung der eigenen Bedürfnisse

4. Lehne keine Streicheleinheit ab, auch wenn du sie nicht möchtest.

Die Regel stellt ein Paradox zu der dritten Regel dar und bezieht sich auf bspw. Komplimente, die über Jahre hinweg einseitig sind und für den Empfänger gleichgültig bis frustrierend geworden sind.

(Vorstellbar ist in diesem Zusammenhang auch der feuchte Kuss einer entfernten Tante, die man weder kennt noch von der man geküsst werden möchte oder – ein krasser Fall bezogen auf vermeintlich extreme Negativerlebnisse von Heimkindern – das über sich ergehen lassen einer Vergewaltigung.¹⁶).

5. Du darfst dir selbst keine Streicheleinheiten geben.

Das ist die häufigste Form von menschlichem Leiden, weil sie in Form von Bescheidenheit und mit der Floskel „Eigenlob stinkt“ fast allen Menschen eingeschärft wurde (vgl. ebd., S. 139f).

3.3.3 Das Gegenskript

Die Einschärfungen und Zuschreibungen der Eltern, die bis jetzt beleuchtet wurden, kamen aus dem Eltern-Ich, sozusagen dem Teil der Eltern, der das Handeln deren eigener Eltern widerspiegelt. Gleichzeitig senden Eltern aber auch aus einer anderen Rolle Informationen an ihr Kind. Aus dem Erwachsenen-Ich. Das Erwachsenen-Ich denkt und handelt ohne Affekte und überdenkt Informationen und Rahmenbedingungen rational. Dadurch kann es angemessene Beobachtungen und Entscheidungen treffen ohne sich von seinen

15 Schlussfolgerung meinerseits

16 Beispielkonstrukt meinerseits

innerpsychischen Affekten und Erfahrungen manipulieren zu lassen (ebd., S.43f).

Wenn also das Eltern-Ich die Einschärfung „Du sollst nicht denken“ macht, setzt das Erwachsenen-Ich immer die Einschärfung „Du sollst selbstständig sein“ dagegen. Das nennt man das Gegenskript. Zwar sind die Einschärfungen des Eltern-Ich stärker, dennoch wird das Kind im Leben immer zwischen beiden Skripten hin und her gerissen sein. Das Gegenskript wird im Kampf gegen das Skript in aller Regel nicht gewinnen und immer wieder untergraben werden (ebd., S. 109f).

Dennoch schlussfolgert allein die Existenz des Gegenskriptes für die Erziehungsarbeit und auch den Bindungsaufbau in Heimeinrichtungen, dass eine Grundlage und eine Hoffnung auf eine Verhaltensänderung der Kinder oder Jugendlichen grundsätzlich im Gegenskript gegeben sein muss und man keinen der Heimbewohner aufzugeben braucht oder als hoffnungslosen Fall ansehen sollte¹⁷.

17 Schlussfolgerung meinerseits

3.4 Die Bedeutung von Resilienz

Resilienz steht in der Psychologie für seelische Widerstandskraft. Das bedeutet, wer Resilienz besitzt, der kann schwierige Lebenserfahrungen und Lebenssituationen meistern. Der eine Mensch besitzt mehr Resilienz, der andere weniger. Daher kommt es auch, dass der eine an bspw. einer Trennung verzweifelt und sie niemals verwindet und lebenslange negative Folgen davon trägt, ein anderer aber trotz bspw. einer schwierigen und unsicheren Bindung an seine Mutter ein treu sorgender und sicher gebundener Familienmensch wird. Resilienz kann also langfristige und schwerwiegende Beeinträchtigungen, aufgrund unvorteilhafter Vorkommnisse vermeiden.

Als Grundlagen zur Entwicklung einer Resilienz schon im Kindesalter gelten:

1. Stabile emotionale Beziehungen zu einem Erwachsenen, wobei es egal ist, ob es sich um die Mutter oder eine primäre Bezugsperson handelt oder jemand anderen wie bspw. eine Lehrerin oder eine Tante.
2. Soziale Vorbilder, die Lösungsstrategien als Modell vorzeigen und an denen sich ein Kind orientieren kann.
3. Die Ausübung einer eigenen Aufgabe, welche die Selbstständigkeit fördert. So z.B. der Klassenbuchdienst in der Schule.

Wer resilient ist, der hat die Fähigkeit und den Willen seine Situation aufgrund eigener Entscheidungen verändern zu können. Anscheinend kommt der Glaube an diese eigene Kraft mit dem Älter-Werden immer mehr abhanden. (Was womöglich auch an der Manifestation des immer wieder wiederholten Skriptes liegen mag¹⁸).

Deshalb ist eine gewisse angeborene, individuelle Energie, Robustheit oder Stärke mit ausschlaggebend dafür wie, resilient ein Mensch sein kann oder wie schnell er diese erlernen kann. Da sich die Resilienz eben nicht nur auf die Kindheit beschränkt, sondern das ganze Leben durchzieht, ist sie erlernbar oder eben auch ausbaufähig.

Wer über die Fähigkeiten der Beziehungsfähigkeit, Hoffnung, Selbstständigkeit, Fantasie und Kreativität, Unabhängigkeit, Humor, Entschlossenheit und Mut, Einsicht und/oder Reflexionsvermögen verfügt, der trägt die Grundlagen zum Erlernen der Resilienz in sich (vgl. Wolter 2009, S1ff, URL7). Auch wenn es um die Beziehungsfähigkeit, Unabhängigkeit, das Reflexionsvermögen und andere Punkte, bei den meisten in Heimeinrichtungen lebenden Kindern und Jugendlichen nicht all zu gut steht und auch diese Fähigkeiten erst wieder erlernt werden müssen, so kann man doch davon ausgehen,

18 Kommentar meinerseits

dass wenigstens ein oder zwei dieser Fähigkeiten vorhanden sein werden und so die Möglichkeit eines Anknüpfungspunktes zum Resilienzaufbau bieten¹⁹. Um die Möglichkeiten, die Resilienz zu stärken, soll es im vierten Kapitel gehen.

¹⁹ Kommentar meinerseits

4 Was kann Heimerziehung leisten – was nicht

In „Der heimliche Wunsch nach Nähe“ referiert Roland Schleiffer anhand 72 Heimbewohner über die Bedeutsamkeit der Bindungserfahrungen von Jugendlichen. Mit einem Erwachsenenbindungsinterview fand man heraus, dass von den 72 Bewohnern, nur zwei eine sichere Bindungsrepräsentanz aufwiesen und die anderen 70 als unsicher gebunden gelten mussten (vgl. Schleiffer 2001, S. 120). Auch wenn das nur eine Studie anhand eines einzigen Heimes ist, erlaubt sie doch einen enormen Eindruck von den Grundproblemen, mit denen Kinder und Jugendliche in Heimeinrichtungen kommen.

Für die Einrichtung ergibt sich nun die Problematik, dass die Jugendlichen quasi nacherzogen werden müssen, da ihre Eltern dies nicht konnten, nicht wollten oder nur unzureichend praktizierten. Das Kind und der Jugendliche haben ein Recht auf Erziehung. So ist es auch in § 1 Abs. 1 SGB VIII geregelt. Diese Erziehung umfasst auch die Veränderung seiner Persönlichkeit und somit spielt das Bindungsgefüge wieder eine große Rolle. Die Erziehungsbereitschaft des Heimbewohners muss allerdings vorhanden sein, ist sie aber so häufig nicht und kann (wie später noch erläutert werden soll) nicht erzwungen werden, sondern das Kind bzw. der Jugendliche muss sich selbst dazu bereit erklären (vgl. ebd., S. 233).

Noch dazu stellt Schleiffer die Erfolge korrigierender Bindungserfahrungen im Heim fast ein wenig in Frage, wenn er erwähnt, dass auch die Psychotherapie mit nur wenigen Erfolgen, bei der Änderung von Bindungskonzepten, erhalten kann. Da drängt sich die Frage auf, wie Heimbetreuer mit erheblich weniger Erfahrung auf dem Gebiet der Psyche, sich der Bewältigung dieses Problems stellen sollen (vgl. ebd. S. 245). Wobei hier bewiesen sein dürfte, dass man pädagogische Erfolge nicht erwarten kann, ohne die Psyche der Zu-Erziehenden zu berücksichtigen (vgl. ebd. S. 80). Und somit wäre klar: Ist eine enorme Dissozialität zurückzuführen auf ein unsicheres Bindungsverhalten oder ggf. sogar auf eine Bindungsstörung, dann müssen die Experten sich zusammentun und in einem multi-professionellen Netzwerk zusammen arbeiten. Schleiffer gibt in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass sich Pädagogen ungern an Psychologen wenden, weil sie sich in Ihrer Arbeit nicht wertgeschätzt und verdrängt fühlen würden. Schließlich sind beide Bereiche eine via Kommunikation handelnde Maßnahme zur Veränderung des psychischen Systems der Kinder und Jugendlichen. Und daher sei die erfolgreiche oder überhaupt erst einmal die Zusammenarbeit gefährdet (vgl. ebd., S. 215ff).

Die Ideen, diese Kommunikationen voneinander zu unterscheiden, um die Legitimation

des eigenen Berufsbildes aufrecht erhalten zu können, würden im Rahmen dieser Arbeit zu weit führen. Dennoch denke ich, dass die Unterschiedlichkeit schon ganz allein darin begründet liegt, dass der Therapeut innerhalb einer Therapie durchaus ganz klar anspricht, was es an Vergangenheit zu bewältigen gibt und bspw. im Rahmen einer Verhaltenstherapie Übungen vorgibt, alte Muster zu durchbrechen. Der Betreuer, sei er Erzieher oder Sozialpädagoge, rahmt diese Arbeit ein, indem er das alltägliche Rückzugsgebiet darstellt. Er ist die Bezugsperson im Zuhause der Heimbewohner und somit u.a. auch der Ort an dem der Heimbewohner üben wird und an dem ein pädagogisch geschulter Betreuer sicher angemessener diese Übungen begleiten kann, im Rahmen seiner Erziehungsarbeit und im Rahmen seiner persönlichen Möglichkeiten²⁰.

Schleiffer betont noch einmal, dass es sich gerade bei Heimbewohnern um eine psychiatrische Risikogruppe handelt (vgl. ebd., S. 225) und er fasst zusammen: „Es ist nicht recht einzusehen, warum „Patient“ und „Therapeut“ nicht mit den Begriffen „Jugendliche“ und „Erzieher“ auszutauschen sein sollen. Schließlich befinden sich die Erzieher doch in einer strategisch eher besseren Position als Psychotherapeuten, sind sie doch der „Lebenswelt“ ihrer Klienten enger verbunden. Zeit und Gelegenheit sind zudem im Vergleich zur Psychotherapie doch reichlich vorhanden. Um diese Chance zu nutzen, müssen die Erzieherinnen allerdings sensibel auf bindungsrelevante Situationen achten, in denen sie die Kinder und Jugendlichen mit Verhaltensweisen konfrontieren können, die sich abheben von den alten Schemata“ (ebd., S. 268).

Ein interessantes Thema in diesem Zusammenhang dürfte auch Professionalisierung des Pädagogen sein. Der Anspruch an sich selbst und die Überlegenheits-Gefühle gegenüber Laien und Müttern und Vätern, die täglich ihre Kinder zuhause erziehen. Der geschulte Blick für Details und anderes. Muss ein Pädagoge besser sein als eine Mutter, die ihre Kinder sicher bindet und trotzdem ihre Fehler macht? Martinus J. Langeveld, Erziehungswissenschaftler, drückt es so aus: „Es mag sie beschwichtigen, wenn ich gestehe, dass ich als Vater wie auch als Lehrer allerhand Erziehungsfehler begangen habe und nicht besser dastehe als andere Väter und Fachpädagogen. Wir machen Fehler, weil wir Menschen sind. An unseren Fehlern und Irrtümern wollen wir lernen, selbst dann, wenn wir einsichtig genug sind, um zu wissen, dass wir die Vollkommenheit nie erreichen werden“ (Langeveld in Kozdon 1997, S. 78). Auch Schleiffer ist der Meinung, dass Erziehungsfehler nicht nur selten unverzeihlich sind. (In Betracht auf die Rückführung der Heimbewohner in die Herkunftsfamilie, aber auch gemessen an der Arbeit des Pädagogen). Nur die ausdauernde Wiederholung von Erziehungsfehlern kann den Fehler unkorrigierbar

²⁰ Kommentar meinerseits

machen und so schwere Folgen mit sich tragen. Deshalb betont Schleiffer, dass zum Beruf der Heimbetreuers auf jeden Fall die Reflexionsfähigkeit gehört und auch das Wissen um die psychische Verfassung der Heimbewohner unabdingbar ist. Denn um den Fehler nicht zu wiederholen, muss man ihn zunächst einmal erkennen (vgl. Schleiffer 2001, S. 248).

Auch hier war wieder die Rede davon, dass die Psyche des Heimbewohners, des Kindes oder Jugendlichen, Bezugskind oder wie wir es auch nennen wollen, ausschlaggebend ist für die Handlungen und Reaktionen des Pädagogen im Heim. Zur Anamnese und somit zur Schaffung der Grundkenntnisse um die Ausgangsposition, an der er sein Bezugskind abholen soll, gehören dabei auch Informationen über die Herkunftsfamilie und wiederum deren Familie. Annemarie Dührssen beschreibt es aus psychoanalytischer Sicht so: „Wir dürfen uns nicht damit begnügen, dass wir die Beziehung eines Patienten zu seinen Eltern verstanden haben. Wir müssen uns über seine innerseelische Entwicklung immer so orientieren, dass wir den lebensgeschichtlichen Rahmen mindestens auf die „Drei-Generationen-Familie“ ausdehnen. Denn nur wer verstanden hat, wie die Lebensordnung der Eltern eines Kranken aussah, als der Patient geboren wurde und er seine ersten Lebenserfahrungen machte, nur der kann wirklich verstehen, unter welchen Einflüssen und Wirkkräften dieser Patient, der jetzt vor ihm steht, herangewachsen ist“ (Dührssen 1990, S. 29). In diesem Zusammenhang stellte Schleiffer im Verlaufe seiner Untersuchungen in einem Heim fest, dass auf solche Informationen über die Vergangenheit der Heimbewohner kein Wert gelegt wurde. Die Erzieher der Einrichtung argumentierten sogar so weit, dass sie behaupteten, solche Informationen würden Voreingenommenheit schüren. Dieses Verhalten, das Unterlassen einer Anamnese für die Heimakte bezeichnet Schleiffer als ein „Symptom einer gewissen institutionellen Verwahrlosung“ (Schleiffer 2001, S.257f).

Es lässt sich also sagen, dass das Wissen um die bindungstheoretischen Annahmen Bowlbys von fundamentaler Wichtigkeit sind, für einen Beruf, der so sehr im Spannungsfeld von Beziehungsarbeit steht. So soll sie präventiv als auch korrigierend integriert werden, als „grundlegende, zwischenmenschliche Motivation“ für alle denkbaren Beziehungskontakte berücksichtigt werden (vgl. Brisch 2005, S. 277). Schleiffer sagt ganz eindeutig, dass der Erfolg der Maßnahme Heim maßgeblich von der Qualität der pädagogischen Beziehung abhängig ist und diese eine Bindungsbeziehung sein soll (vgl. Schleiffer 2001, S. 11). Auf jeden Fall fordert er ein Bemühen um einen Zuwachs von Bindungssicherheit und benennt sie ganz klar als ein Erziehungsziel in Heimeinrichtungen (vgl. ebd., S. 171).

Bowlby verfasste 1951 den Bericht „Maternal Care and Mental Health“ und startete damit

eine Reihe von Kritiken an Heimunterbringung, die schließlich in der Forderung der Schließung solcher Einrichtungen mündete. Bowlby war überzeugt von den hospitalisierenden Einwirkungen der Einrichtung auf die Kinder und vertrat die Ansicht, dass eine schlechte Familie besser für die Entwicklung eines Kindes war, als ein gutes Heim (vgl. ebd. S.77). Nun darf man nicht mehr von den Zuständen der Heimeinrichtungen der fünfziger Jahre ausgehen. Die Rahmenbedingungen der Heimerziehung haben sich seit dem grundlegend verändert und sollen in 4.5 weiter beleuchtet werden.

In Anbetracht dieser Tatsache und der eigenen Aussage Bowlbys: „So kann ein Kind an Mutterentbehrung leiden, auch wenn es in der Familie bei ihr (oder einer ständigen Mutter-Ersatz-Person) lebt, wenn sie ihm die für junge Kinder notwendige mütterliche Zuwendung nicht geben kann“ (Bowlby 1995, S. 11f), spricht für das Heute wohl nicht mehr so viel gegen Heimeinrichtungen.

Für Eric Berne ergab sich aus seiner Annahme, dass Streicheleinheiten (Strokes) die Anerkennung des Daseins eines anderen sind und sie die grundlegende Maßeinheit allen sozialen Handelns seien, „... dass jede soziale Verbindung, welcher Art sie auch immer sei, auf jeden Fall einen biologischen Vorteil gegenüber dem Fehlen einer solchen Bindung hat“ (Berne 2000, S. 15).

Zusammengefasst kann man behaupten: Wenn eine soziale Verbindung – egal welcher Art, ob gut oder schlecht, ob sicher oder unsicher – besser ist als gar keine, dann geht es einem unsicher gebundenem Kind wahrscheinlich bei der Mutter besser als ganz allein in einem dunklen Raum. Da es aber weitaus mehr Gründe gibt ein Kind aus einer Familie heraus zu nehmen und es in einem Heim unterzubringen – körperliche Gewalt, zu wenig zu Essen, Vergewaltigung etc. - kann dieses Argument keines für den Verbleib eines Kindes in der Familie sein, denn auch die soziale Verbindung zu einem Betreuer ist besser als das blanke Allein-Sein. Quasi nimmt sich die Qualität der Verbindung nicht viel. Die zur Mutter ist unsicher und wird noch dazu von weiteren negativen Einflüssen auf die Entwicklung des Kindes verstärkt und die Verbindung zum Betreuer kann niemals die der Mutter ersetzen, sorgt aber immerhin für die Grundlagen einer ausreichenden Ernährung und die Vermeidung von Vergewaltigungen etc. und kann noch dazu – unter dem Gesichtspunkt des interdisziplinären Zusammenarbeitens und dem Wissen um bindungstheoretische Annahmen – bewusst an der Verbesserung des Bindungsverhaltens arbeiten²¹.

21 Zusammenfassung meinerseits

4.1 Aufgaben der Heimerziehung

Im § 34 SGB VIII, dem so genannten Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG), kann man lesen: „Hilfe zur Erziehung in einer Einrichtung über Tag und Nacht (Heimerziehung) oder in einer sonstigen betreuten Wohnform soll Kinder und Jugendliche durch eine Verbindung von Alltagserleben mit pädagogischen und therapeutischen Angeboten in ihrer Entwicklung fördern. Sie soll entsprechend dem Alter und Entwicklungsstand des Kindes oder des Jugendlichen sowie den Möglichkeiten der Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie

1. eine Rückkehr in die Familie zu erreichen versuchen oder
2. eine Erziehung in einer anderen Familie vorbereiten oder
3. eine auf längere Zeit angelegte Lebensform bieten und auf ein selbstständiges Leben vorbereiten. Jugendliche sollen in Fragen der Ausbildung und Beschäftigung sowie der allgemeinen Lebensführung beraten und unterstützt werden“

Roland Schleiffer fasst die Aufgaben der Heimeinrichtung noch einmal so zusammen:

Zunächst muss eine psychosoziale Diagnostik gewährleistet sein, um die weitere Lebensperspektive des Kindes einzuschätzen und dementsprechenden Umgang mit ihm zu gewährleisten. In Hinblick auf eine bindungsrelevante Komponente sollte dies recht zügig erfolgen.

Dann soll das Heim die Möglichkeit bieten, korrigierende Erfahrungen mit Menschen zu machen, so dass sie wieder Vertrauen fassen und Beziehungen zu Erwachsenen eingehen können.

Wenn – wie nach § 34 Abs. 1, S. 1 SGB VIII – die Rückkehr in die Herkunftsfamilie angestrebt wird, so soll das Heim, zusammen mit anderen sozialen Helfern (Jugendamt etc.) die Familie unterstützen und befähigen, dem Kind ein tragfähiges Beziehungsfeld bieten zu können. Des Weiteren – wenn das Kind laut § 34 Abs. 1, S. 2 SGB VIII – in eine Pflegefamilie vermittelt werden soll, muss das Heim sowohl die Herkunftsfamilie und die Pflegefamilie begleitend unterstützen. Meist und unter nicht vollkommen negativen Ausgangspunkten soll auch hier der Kontakt zur Herkunftsfamilie bestehen bleiben.

Und letztlich, wenn keine dieser zwei Rückführungen in eine Familie möglich sind und eine langfristige Unterbringung des Kindes oder Jugendlichen im Heim abzusehen ist, dann sollen die Mitarbeiter des Heimes ein Lebensfeld schaffen, in dem Bedingungen herrschen, die tragfähige Beziehungen gewährleisten (vgl. Schleiffer 2001, S. 86f).

4.2 Möglichkeiten der Resilienzforschung

Wie ich schon im dritten Kapitel erwähnt habe, ist Resilienz erlernbar. Für die Heimbetreuung bedeutet dies, dass das Unterstützen dieses Erlernens ebenfalls eine Aufgabe der Betreuer sein sollte, um die Bewohner für das weitere Leben zu stärken. Im § 34 SGB VIII würde es unter die Aufgabe fallen, die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen zu fördern.

H. N. Wright ist amerikanischer Familientherapeut und beschreibt einen resilienten Menschen als eine Art Steh-auf-Männchen. Frei nach dem Motto: Die einen machen immer die gleichen Fehler, Menschen mit Resilienz immer neue. Über einen neuen Lösungsweg versuchen diese Menschen also ihrer prekären Lage Herr zu werden und Probleme zu lösen. Menschen, die nicht so widerstandsfähig sind, richten all ihre Aufmerksamkeit hingegen auf das Problem und steigern sich hinein, ohne nach einer Lösung zu suchen (was in diesem Zusammenhang an das Skript „Keine Freude erinnert“²²). Um Ansatzpunkte für die Förderung der Resilienz zu erkennen, will ich die sieben Säulen des „Resilienz-Konzeptes“ beschreiben:

Optimismus – dieser darf nicht mit positivem Denken verwechselt werden. Wer positiv denkt, verleugnet die Realität. Optimismus hingegen erkennt man daran, dass sowohl gute als auch schlechte Situationen und Ereignisse bestehen und auch die schlechten irgendwann einmal von einem guten unterbrochen werden müssen.

Akzeptanz – sie ist wichtig, um einzusehen, dass klare Gedanken und Entscheidungsfindungen in einer Situation innerer Unruhe nicht adäquat getroffen werden können. Die Krise wird also bewusst angenommen und erst einmal nach Entspannung gesucht. Ängste müssen klar wahrnehmbar sein dürfen, um sie zu bewältigen. Keine Scham vor Tränen oder anderen Affekten.

Lösungsorientierung – hierbei wird keine Situation als ausweglos betrachtet, sondern immer überlegt, was man tun kann, um sie zu ändern.

Opferrolle verlassen – in der Opferrolle sieht sich der Mensch als Opfer der Umstände, die er nicht ändern kann. Man ist unterlegen und glaubt dies nicht ändern zu können. Wer die Opferrolle allerdings verlässt, der fühlt sich nicht länger ohnmächtig und wird sich Lösungsstrategien zutrauen.

Hilfe annehmen – wer in ein sicheres Umfeld eingebettet ist, einen zuverlässigen Freundeskreis, einen Vertrauten, Rückhalt bei einem oder mehreren Familienmitgliedern

22 Kommentar meinerseits

hat, der fühlt sich sicherer und kann aus dem Pool an Unterstützung Kraft schöpfen.

Keine Schuld – die Schuld an einer scheinbar Ausweg losen oder wenigstens doch recht prekären Lage darf nicht in der Person begründet liegen. Gedanken wie: „Ich bin schuld, hätte ich bloß nicht ...“, lassen das aktive Handeln eines Menschen stagnieren. Wer Schuld hat, ist in erster Linie nicht wichtig. Wichtig ist der Lösungsweg.

Zukunftsplanung – vorausplanendes Krisenmanagement steigert die Resilienz, da eintretende unangenehme Veränderungen (Tod, Verlegung in ein anderes Heim etc.) vorher bedacht wurden. Vielleicht nicht in so genauer Formulierung, aber wenn Menschen erkennen, dass das Leben aus negativen und positiven Erlebnissen besteht, so erkennen sie die negativen an und werden nicht so schwer vom Eintreten einer solchen getroffen (vgl. Wolter 2009, S3ff, URL7).

Zusammengefasst stellen diese sieben Säulen einen Anknüpfungspunkt für Heimerzieher dar. Optimismus kann man vorleben. Man kann ihn verbalisieren. Vielleicht hat den Kindern nie jemand gesagt, dass sich auch alles zum positiven wenden kann.

Um die Situation zu akzeptieren, kann ein Betreuer mit offenen Armen und Trost schon unterstützend wirken, womit er sich gleichzeitig anbietet als jemand, der helfen will, jemand, der den Bewohner mit seinen Problemen nicht allein lassen möchte. Hierzu gehört auch netzwerkorientiertes Arbeiten und das Angebot verschiedener sozialer Leistungen wie z.B. und im vergangenen Kapitel schon erwähnt, die Zusammenarbeit mit Psychologen. Lösungsstrategien können gemeinsam mit dem Bezugsbetreuer gesucht werden, Anleitung bei alltäglicher Lebensbewältigung brauchen die meisten Heimbewohner ja ohnehin. Janusz Korczak hatte ein Kinderparlament gegründet, um die Kinder zu achten und sie aus der Opferrolle heraus zu holen. Ihnen aufzuzeigen, dass man auch selber tätig werden kann. Du-Botschaften im Sinne von „Du bist ja selber Schuld“ eignen sich nicht, das stagnierende Verhalten aufzubrechen. Und die Realität sollte nicht beschönigt werden. Man kann die Menschen und auch die Heimbewohner nicht beschützen vor den Wandlungen des Lebens. Verzicht gehört zum Leben dazu und wer ihn nicht frühzeitig erlebt, wird ihn später nicht ertragen können²³. „Die Bedeutung der Versagung für die Fortschritte der Entwicklung kann gar nicht überschätzt werden – schließlich ist sie von der Natur selbst über uns verhängt. Sie beginnt mit der ungeheuren Versagung der Asphyxie während des Geburtsvorgangs [...] die die Umstellung der fötalen Zirkulation auf die Lungenatmung erzwingt. Ihr folgen die wiederholten und eindringlichen Frustrationen durch Durst und Hunger; sie zwingen den Säugling, aktiv zu werden, Nahrung zu suchen und sie sich

23 Überlegungen meinerseits

einzuverleiben (statt die Nahrung passiv durch die Nabelschnur zu empfangen) und schließlich die Wahrnehmung zu aktivieren und zu entwickeln. Der nächste große Schritt ist die Entwöhnung, die eine Trennung von der Mutter und ein wachsendes Maß an Autonomie mit sich bringt, und so geht es Schritt für Schritt weiter. Wie kommen moderne Erzieher, Kinderpsychologen und Eltern auf den Gedanken, sie könnten dem Kind Frustration ersparen? Die Versagung ist in die Entwicklung eingebaut. Sie ist der mächtigste Katalysator der Evolution, über den die Natur verfügt“ (Spitz 1992, S. 165).

4.3 Rahmenbedingungen der Heimerziehung

Roland Schleiffer erklärt das Heim ganz klar zu einem Ort, den man in erster Linie nicht mit einem Zuhause in Verbindung bringen würde. „Diesen Ort sucht auch niemand aus freien Stücken auf, oft genug auch nicht die dort tätigen professionellen Erzieher. Vielmehr „landet“ man dort. Man wird gezwungen sich dort aufzuhalten. An eine solche Institution fühlt man sich nicht gebunden“ (Schleiffer 2001, S. 13).

Weiter führt er an, dass eine hohe Fluktuation der Betreuer – durch Schichtdienst und Personalwechsel – nur die bisherigen Mangelserfahrungen der Kinder fortführt (vgl. ebd., S. 78).

Hansen beschreibt diesen Zustand als Inkonsistenz der Beziehungen und sieht darin einen grundlegenden Unterschied zwischen Familie und Heim. Sind Mutter und Vater auch unzuverlässig so sind sie doch immer die selben Personen. Hansen bezieht diese Inkonsistenz auch auf die Beziehung zu den Geschwistern, die eventuell in der selben Heimgruppe leben. Nicht selten findet auch hier ein Wechsel eines der Kinder und somit die Trennung der Geschwister statt, weil eine andere Wohngruppe auf bestimmte Bedürfnisse und Förderbedürfnisse besser eingehen kann bzw. die ursprünglich gemeinsame Heim- oder Wohngruppe dem Kind nicht mehr gerecht werden kann.

Den hohen Personalwechsel (hiermit ist nun nicht der Schichtdienst gemeint, sondern die Kündigung eines Betreuers und dessen Ersatz durch einen neuen) führt er auf die wenige Attraktivität der Heimarbeit zurück. Ständiger Schichtdienst, Wochenenddienste, bei denen man die eigene Familie vernachlässigt, evtl. schlechte Bezahlung etc. (vgl. Hansen 1994, S. 35). Bowlby erwähnt in diesem Zusammenhang, was für die Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen wichtig ist: „Es gibt im Wesentlichen zwei Gruppen von Einflüssen, die für die Art des Funktionierens der sich entwickelnden Persönlichkeit entscheidend sind. Die erste Gruppe bezieht sich auf die partielle oder die totale – Anwesenheit oder Abwesenheit einer vertrauenswürdigen Person, die bereit und in der Lage ist, als die Art von sicherer Basis zu dienen, die in jeder Phase des Lebenszyklus erforderlich ist. Dies sind die äußeren und Umwelteinflüsse. Die zweite Gruppe bezieht sich auf die relative Fähigkeit oder Unfähigkeit eines Individuums, erstens zu erkennen, wann eine andere Person vertrauenswürdige sowie bereit ist, als Basis zu dienen, und zweitens – wenn sie dies ist – mit jeder Person so zu kollaborieren, dass eine für beide Seiten lohnende und dauerhafte Beziehung entsteht. Dies sind die inneren oder organischen Einflüsse“ (Bowlby 2001, S. 131).

Wenn also die äußeren Umstände aufgrund von Schichtdienst und Personalwechsel nur mit partieller Anwesenheit dienen können, so bekommt die Fähigkeit Vertrauen aufzubauen und eine dauerhafte und zuverlässige Beziehung herzustellen weniger Übungsraum als bei einer kontinuierlichen, also totalen Anwesenheit einer Bezugsperson.

Hansen verweist auch auf eine Inkonsistenz innerhalb des Teams, in dem viele Betreuer arbeiten, wenn jeder streng seine Erziehungsverhaltensweisen an den Kindern durchsetzt. Diese werden variieren und je nach Betreuer andere Anforderungen an die Kinder stellen. Die Inkonsistenz steigt je größer das Betreuer-Team ist. Noch dazu bringt sie emotionale Instabilität mit sich (der Heimbewohner muss sich immer wieder neu einstellen), erhöhtes Angsterleben und Erwachsenen-Abhängigkeit (vgl. Hansen 1994, S. 111). In familienähnlichen Kleinsteinrichtungen ist die Gefahr der Inkonsistenz also geringer. Man kann vermuten, dass das Ausbilden von Deutungsmustern für den Umgang mit Menschen bzw. insbesondere Erwachsenen oder eben älteren Personen, schwieriger verläuft und verunsichert, weil es keine primäre Bezugsperson gibt, wie man sie in einer Familie hätte²⁴. An und für sich, scheint die Menge der Betreuer, also das Vorhandensein eines multiplen Bindungsangebotes die Kinder nicht negativ zu beeinflussen. Viele Bindungen sind nichts schlechtes. Wichtiger ist die Kontinuität und die Qualität des Kontakts/der Bindung zwischen Betreuer und Heimbewohner (vgl. ebd., S. 249). Bei ständigem Wechsel, was das Vorhandensein so vieler Betreuer mit sich bringt, wird aber genau diese zeitliche Kontinuität und somit die Qualität der Beziehung auf der Strecke bleiben. Die Anzahl der Betreuer an sich, ist aber keine negative Komponente. Viel eher ist das Zusammenwirken der Einflüsse ausschlaggebend für die Inkonsistenz von Bindung und sozialen Lerninhalten²⁵.

Auch krankt die Qualität der Beziehung zwischen Betreuer und Heimbewohner an der Unzufriedenheit des Betreuers mit den Bedingungen des Schichtdienstes. Schließlich muss Heimbetreuung auch am Wochenende und an Feiertagen gewährleistet sein. „Schichtdienst im Erziehungsheim wird so auch in der Zukunft ein mit Hinblick auf den notwendigen Ausgleich der Bedürfnisse von Erziehungspersonal einerseits und Educanden andererseits notwendiges „Systemübel“ bleiben“. Weiter fasst Hansen zusammen: „Lieber fünf überwiegend zufriedene Erzieher im Schichtdienst als zwei unzufriedene und überforderte Erzieher in familienähnlicher Heimkonzeption“ (ebd., S. 249f). Weiter zitiert er Schrader: „Das Bemühen um die Zufriedenheit der Mitarbeiter dient nicht nur diesen selbst und der Einrichtung, indem es die Fluktuation eindämmen hilft, sondern auch den Kindern und

24 Schlussfolgerung meinerseits

25 Schlussfolgerung meinerseits

Jugendlichen, die in einem konfliktfreien Klima eher zu Verhaltensänderungen fähig sind“ (Schrader in Hansen 1994, S. 250).

Weiterhin schwierig für das Erreichen einer vertrauensvollen Basis zwischen Betreuer und Zu-Betreuendem ist die Tatsache, dass das betreute Kind oder der Jugendliche niemals das eigene Kind ist und Betreuung, Erziehung und Bindungsangebot immer im Spannungsfeld der Professionalisierung stehen. Schließlich wissen auch die Heimbewohner, dass der Pädagoge, der im Heim für sie da ist, damit seinen Beruf ausübt und Geld dafür erhält. Ganz im Gegenteil zu Eltern, deren natürliche Aufgabe es wäre, für ihre Kinder da zu sein (vgl. ebd., S. 45). Auf diese Problematik werde ich unter Punkt 4.4.2 noch einmal genauer eingehen.

Eine ebenfalls negative Rahmenbedingung ist die – wie bereits mehrfach erwähnt – bereits instabile Bindungsfähigkeit, die der Heimbewohner mitbringt. Mangelerfahrungen, werden im Heim fortgeführt durch die eventuelle Verlegung in ein anderes Heim, Neuaufnahmen, also den Wechsel von Zimmergenossen und Mitbewohnern. Ausgleichend wirken in diesem Zusammenhang (und auch generell) gelungene Besuche der Eltern oder des Kindes bei den Eltern. Wenn diese kontinuierlich gestaltet werden können, so bieten sie einen emotionalen Halt für das Kind oder den Jugendlichen, der dieses/n stärkt (vgl. ebd., S. 37). Forschungen ergeben, dass sich nach dem Einzug eines Kindes in ein Heim zunächst positive Veränderungen zeigen. Anscheinend gelingt es der Heimerziehung „bereits in der Herkunftsfamilie entstandene Selbstkonzeptdefizite vorübergehend zu mildern“. Besteht dann aber keine Möglichkeit einer Rückführung in die Herkunftsfamilie oder einer Unterbringung in einer Pflegefamilie, also einem engen familiären Kontext, dann kann das Selbstkonzept wieder Schaden tragen. Den Zeitpunkt dieser Wendung zum Negativen kann man nicht genau bestimmen. Man geht von einem Zeitrahmen von ca. drei bis vier Jahren Heimaufenthalt aus. „Bleibt das Kind über diesen Zeitpunkt hinaus im Heim, werden die problematischen Anteile wie etwa Unterlegenheitserleben und existentielle Angst unter Umständen wieder so virulent, wie sie bereits zum Zeitpunkt der Heimeinweisung waren“ (ebd., S. 81).

Ebenfalls als negative Rahmenbedingung kann die Etikettierung bzw. Stigmatisierung von Heimkindern betrachtet werden. Denn auch innerhalb des Heimes kommt es zu Zuschreibungsprozessen, wenn den Kindern z.B. aufgrund von Inhalten der Heimakten Auffälligkeiten angedichtet oder attestiert werden, deren Verhaltensweisen zunächst gar nicht auftraten. Das beeinträchtigt auch die Erwartungshaltung an den Zu-Betreuenden. Viel gutes kann demnach meist nicht bei der Betreuung herauskommen. So beeinflussen

also Trägerberichte die zuständige Fachkraft im Jugendamt, wenn diese bspw. einen Heimwechsel koordinieren muss (vgl. ebd. S. 51).

Allein die Formulierung „Heimkind“ ist mit allerhand negativen Assoziationen und Stigmata verbunden. Unartig und schwer erziehbar sind nur zwei Beschreibungen, die den eingewiesenen Kindern schon allein aus dem Volksmund oder den Medien bekannt sein dürften. Also wieder Zuschreibungen²⁶.

Bei all diesen negativen Bedingungen, an die sich die Heimerziehung knüpft, sollen aber die positiven nicht vergessen werden. Hansen filtert drei grundlegende Vorteile heraus:

Zunächst löst das Heim die Kinder aus dem Milieu der Eltern und entzieht sie somit den schädigenden Einflüssen. Die Kinder entkommen altersunangemessenen Verantwortungen (Eigen- oder Fremdverantwortungen), bekommen die Rahmenbedingungen einer Kindheit geboten (im dem Sinne, dass sie sich bspw. nicht um die alkoholisierte Mutter kümmern müssen etc.), bekommen Entlastung, Distanz und Schutz vor bspw. Mangelernährung oder unzureichender und gesundheitsschädigender Hygiene.

Als zweites nennt Hansen die Möglichkeit dem Chaos der Familie zu entrinnen und in einem strukturierten Alltag gesellschaftliche Normen und Werte neu oder überhaupt zu erlernen, um sich in der Gesellschaft auch zurecht zu finden.

Als letztes steht die Individualität der Kinder im Augenmerk. Hier wird ihre Belastungsfähigkeit akzeptiert, ihnen werden therapeutische Hilfen angeboten und sie erfahren schulische und berufliche Förderung.

4.4 Die menschlichen Ebenen der Betreuung

Humanitär betrachtet, muss man in der Heimerziehung so einiges beachten. Zu unterkühlt sollte die Beziehung zwischen Betreuer und Zu-Betreuendem nicht sein.

So verweist Baldur Kozdon in seinem Buch „Erziehung ohne Beziehung“ darauf, dass Heimeinrichtungen als unpersönliche Institutionen persönliche Aufgaben übernehmen. Dabei beschränken sich die Betreuer der Einrichtungen in aller Regel auf einen sachlich-distanzierten Umgang mit den Heimbewohnern. „Sie müssen sowohl Sympathie- als auch Antipathiegefühle im Zaum halten, und schon der leiseste Verdacht einer Vergünstigung des einen oder anderen Zöglings nötigt sie zur Vorsicht. Eine Senkung der Temperatur in den Beziehungsaggregaten um etliche Grade ist unausweichlich“ (Kozdon 1997, S. 98).

²⁶ Zusatz meinerseits

Aber auch zu viel Nähe, kann den Betreuer und auch dem Kind schaden. Eine gesunde Balance zwischen diesen beiden Extremen scheint kaum zu gewährleisten.

Auch im Vordergrund einer solchen Diskussion steht natürlich die Eignung des Pädagogen für einen solchen Beruf. „Für die Auswahl von Pädagogen und Therapeuten und die Überprüfung der Eignung für den gewählten Beruf gibt es bis heute wenig einheitliche Maßstäbe. Die Fähigkeit oder auch die grundlegende Möglichkeit, auf dem Boden einer sicheren Bindung Beziehungen einzugehen, könnte ein Auswahlkriterium sein, das vielleicht bis heute nicht ausreichend gewürdigt wird“ (Brisch 2005, S. 277). Brisch schlägt vor, anhand entsprechender Forschung festzustellen, ob bspw. während der therapeutischen Ausbildung (was man auch auf die pädagogische übertragen könnte) die Bindungssicherheit des Auszubildenden steigt. Ist das nicht der Fall und der Auszubildende verbleibt in einer unsicheren oder ambivalenten Bindungshaltung, so bezweifelt Brisch dessen Fähigkeit, einem ihm anvertrauten Klienten, beim Aufbau sicherer Bindung behilflich sein zu können (vgl. ebd., S. 277f).

Im Folgenden will ich einige Ebenen beschreiben, auf denen es für den Pädagogen in einer Heimeinrichtung zu Problemen mit seiner Ambiguitätstoleranz, sprich, der Balance zwischen privaten Rollenerwartungen und denen der professionellen Rolle als Heimpädagogen kommen könnte.

4.4.1 Vertrauen in der Heimerziehung

Vertrauen ist ein Begriff, den man nicht ohne weiteres klar definieren kann und der nicht für jeden Menschen gleich zu beschreiben ist, da er inhaltlich variieren kann. Das kommt daher, dass Vertrauen von zwei Seiten betrachtet werden muss. Zunächst die rationale – sie dürfte für alle Menschen gleichbedeutend sein: Vertrauen bedarf einer gewissen Kontinuität, Zuverlässigkeit des „Für den anderen Da-Seins“. Schwieriger wird es auf der emotionalen Seite. Hier spielen Sympathie, Sicherheit und Glaubwürdigkeit eine große Rolle. Alles Dinge, die aufgrund unterschiedlicher Weltanschauungen, individueller Erfahrungen und persönlicher Deutungsmuster sowie anhand eines anderen Kulturkreises bei den meisten Menschen variieren (vgl. Stanulla 2003, S. 95). „Das Gefühl des Vertrauens in die Welt und in Personen ist das Gegenteil der Empfindungen von Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein. Es ist der Grundstein zur Selbstbemächtigung und damit auch zur Aneignung der Welt. Wer seine Umgebung und damit sein Leben gestalten will, muss sich seine Umwelt aneignen“ (ebd., S. 101). Viele Kinder und Jugendliche in Heimerziehung

sind aber zum Zeitpunkt des Einzuges in die Heimeinrichtung nicht mehr dazu in der Lage sich irgendetwas anzueignen. Sie haben es aufgrund von z.B. andauernden Demütigungen verlernt und empfinden sich nicht mehr als ein Subjekt, das tätig werden kann, sondern als Objekt unveränderlicher Umstände. Für den Menschen ist das ein Zustand, in dem es nur noch um das Aushalten und Überdauern kaum zu ertragender Umstände geht. Spannend bleibt weiterhin die Frage wie sich Vertrauen zwischen den Kindern und Jugendlichen mit den Heimpädagogen entwickeln kann. Schließlich besagen die mitgebrachten Erfahrungen häufig, dass Vertrauensverhältnisse zu Erwachsenen (also auf biografischen Erfahrungen mit den Eltern beruhend) nicht tragfähig sind (vgl. ebd. S.97). Hierbei wird es für den Pädagogen zur Aufgabe den Menschen, also das Subjekt, zu einer Selbstbestimmung in Eigenregie anzuregen. Hierfür ist die Bereitstellung eines sicheren Ortes unabdingbar. Geborgenheit ist dabei eine Rahmenbedingung, die es den Heimbewohnern ermöglicht wieder an ihre Selbstbestimmung zu glauben. Erst dann vermindern sich Angst und Hilflosigkeit und die damit verbundene Erfahrung fremd im eigenen Leben zu sein. Wenn ein Heim, Schutz und Versorgung bietet, so hält es die Rahmenbedingungen für eine solche Entwicklung bereit (vgl. ebd., S. 101). Schon für Pestalozzi war Vertrauen das Fundament allen pädagogischen Handelns. Erziehungsprobleme führte er meist auf mangelndes Vertrauen zurück. Und auch Nohl hält Erziehung und Bildung nur dann für möglich, wenn gegenseitiges Vertrauen vorherrschend ist und betont hierfür die Wichtigkeit der Achtung der Persönlichkeit des jeweils anderen. Über Erikson lassen sich auch hier wieder Brücken schlagen zu den Erfahrungen der ersten Lebensjahre eines Menschen. Denn Erikson führt die gesunde Entwicklung der Persönlichkeit auf das durch die Mutter-Kind-Beziehung entstandene Ur-Vertrauen zurück. Vertrauen entsteht allerdings nur in einem wechselseitigen Verhältnis von Ur-Vertrauen in andere und Selbstvertrauen (nach Bowlby, Luhmann und Erikson). Um Fähigkeiten wie Verlässlichkeit, Glaubwürdigkeit, Stabilität hinsichtlich der Voraussagbarkeit von Reaktionen und Verhalten, Versprechen einhalten können, Geheimnisse bewahren, Unterstützung und Parteilichkeit, Empathie etc. zu entwickeln, bedarf es im Pädagogen eines Modells, das selbst ein gesundes Selbstvertrauen besitzt.

Zum (Wieder-)Aufbau personalen Vertrauens (also zwischen Betreuer und Zu-Betreuendem), beschrieben nach Petermann, gibt es drei Phasen:

1. Phase:

Es muss eine verständnisvolle Kommunikation hergestellt werden (was auch die Anpassung eines verbalen Niveaus verlangen kann, damit sich der Klient nicht als

dumm wahrnimmt, wenn ihm gegenüber unverständliche Fachbegriffe verwendet werden oder ähnliches). Die Aufmerksamkeit liegt immer auf dem Kommunikationspartner (klientenzentriert) und Empathie muss sich entwickeln.

2. Phase:

Handlungen des Betreuers dürfen dem Bewohner der Heimeinrichtung nicht bedrohlich vorkommen (weil sie ihn bspw. an bereits gemachte Erfahrungen aus dem familiären Umfeld erinnern). Die Handlung sollte also transparent sein indem ihr Grund und ihre angestrebte Veränderung bekannt und verständlich sind. Wichtig sind hierbei Rückmeldungen und Verständigungen (also gemeinsame Gespräche über anfallende Handlungen, die mitunter Erklärungen bedürfen) über das Vorhaben des Betreuers, so dass sich der Bewohner orientieren kann.

3. Phase:

Nun wird auf Grundlage der ersten zwei Phasen gezielt das Selbstvertrauen gestärkt, indem dem Bewohner Aufgaben übertragen werden, die ihm suggerieren, dass man Vertrauen in seine Kompetenzen hat. So werden schrittweise Erfolgserlebnisse (bei Bewältigung dieser Anforderungen) gemacht und durch diese Bestätigung das Selbstvertrauen gestärkt. Erst dann besteht eine Komponente zur Entwicklung von Vertrauen in andere (vgl. ebd. S. 98ff).

4.4.2 Liebe und Zuwendung

„Gefühlswärme ist [folglich] zwar ein unerlässlicher Bestandteil der mütterlichen Zuwendung, aber nicht auf diese beschränkt. Sie scheint viel mehr vitaler Bestandteil aller zwischenmenschlichen Beziehungen in (möglicherweise auch außerhalb) der Familie zu sein. Wenn also die positive Gefühlsverbindung zwischen den Eltern (wie zwischen Eltern und Kind) die Entwicklung des Kindes stark beeinflussen kann, dann ist „Liebe“ nicht nur im Hinblick auf die Entstehung der Eltern-Kind-Beziehung von großer Bedeutung“ (Rutter 1978, S. 20). Rutter bezieht diese Aussage auf die Tatsache, dass auch die Beziehung der Eltern untereinander die psychische Entwicklung eines Kindes genauso beeinflusst wie das Verhältnis zwischen Eltern und Kind und kommt zu dem Schluss, dass dies auch auf andere Beziehungen, nämlich solche, die sich außerhalb der Familie ergeben, bezieht. Für die Heimerziehung ergibt dies eine erhöhte Forderung an ein ausgeglichenes Erziehungsteam, aber auch die Gewissheit, dass die Einflussnahme durch Gefühlswärme für das Kind auf dessen Entwicklung nicht aussichtslos ist.

Doch aufgrund verschiedener Rahmenbedingungen und der doch enormen Stellung der Herkunftsfamilie sowie deren ursprünglicher und weiter anhaltender Einfluss auf die Heimbewohner, ist Liebe keine zu erwartende Komponente der Heimerziehung. Man wird sie im Hilfeplan niemals unter den Aufgaben eines Bezugsbetreuers aufzählen oder explizit von einem Betreuer erwarten. Liebe passiert und kann nicht künstlich hergestellt werden. „Sie kann sich im Einzelfall ereignen und wird dann zu erheblichen Komplikationen führen, aber eine generelle Entwicklung und eine sich darauf richtende routinemäßige Erwartung ist unmöglich“ (Wolf 1999, S. 163). Noch dazu drückt Hansen die Qualität einer liebevollen Beziehung innerhalb des Heimes so aus: „Die sich unter den Bedingungen der Professionalisierung herausbildende Beziehungsqualität kann in der Regel das Niveau einer sicheren, familial verankerten Eltern-Kind-Bindung nicht erreichen“ (Hansen 1994, S. 46).

Noch dazu unterscheidet man zwischen zwei Arten der Liebe. Die pädagogische Liebe und die Liebe an sich. Die pädagogische Liebe will den anderen um seiner selbst willen, also zu dessen Vorteil und nicht eigennützig, zu neuen Errungenschaften verhelfen, ihn emporbilden. Dabei werden die im Menschen vorhandenen förderbaren Möglichkeiten geliebt, die der Mensch als natürliche Anlage mitbringt. Sozusagen ist es die Liebe zum Ideal des Kindes. Im Gegensatz dazu geht es bei der Liebe an sich um das „So-Sein“ des Kindes an sich, um seine Eigenschaften. „Der Charme des Kindes, seine Eigenschaften, um derentwillen man es liebt, lösen Resonanzen beim Erwachsenen aus, gefühlsmäßige Reaktionen, die wiederum diese Eigenschaften betonen [...]: die Anmut, Beweglichkeit, Kraft, Neugierde, Freude, Wut, Lebenslust oder Verzweiflung. Der Umgang ist durch die Wechselseitige, affektive Ergriffenheit, also Berührungen und Gefühle, Zärtlichkeit, aber auch Ärger und Wut gekennzeichnet [...] (Wolf 1999, S, 166).

Nicht verwechseln darf man in diesem Zusammenhang den Unterschied zwischen Liebe und Zuwendung. Zuwendung ist sozusagen ein Erziehungsmittel, das als Belohnung für den Zu-Erziehenden verwendet wird und auch wieder entzogen werden kann. Liebe ist zwar genauso eine Machtquelle wie Zuwendung, ist aber kaum steuerbar (vgl. ebd., S.166f). Auch Eric Berne betont, dass das ökonomische Verteilen von Streicheleinheiten eine Machtquelle ist. Sogar eine weitaus wirksamere als die Anwendung physischer Gewalt. Streicheleinheiten gelten also als ein Instrument sozialer Kontrolle (vgl. Steiner 2000, S. 135).

Zu Anfang zitierte ich Klaus Wolf, dass – wenn Liebe auftritt – sie zu erheblichen

Komplikationen führen kann. Der Betreuer kommt damit in Legitimationsbedrängnis in Bezug auf seine Professionalität. Ein schwieriges Thema, da das Leben ohne vorhandene Gefühle schlechthin nicht möglich ist. Im Hinblick auf gefühlsbetonte oder gefühlsechte Handlungen einer Betreuerin, formuliert Wolf es so: „Wenn sie ihre Handlungen (nur) damit erklären kann, sie habe ein bestimmtes Gefühl übermannt, kommt sie in eine heikle Situation. Ein Kind geschlagen zu haben, weil man es in dem Moment hasste, oder ein Kind zu streicheln, weil man ein tiefes Gefühl der Liebe empfindet, solche Begründungen sind riskant. Sie stellen die Handlungsfähigkeit auf der professionellen Ebene grundsätzlich in Frage. Man darf – so die allgemeine Überzeugung – (vielleicht) ein Kind schlagen, weil man ihm nur so eine wichtige Grenze vermitteln konnte, oder das Kind streicheln, weil es dies gerade brauchte. In rationalisierter oder sublimierter Form sind die Gefühle zugelassen, jedenfalls solange die Rationalisierung und vielleicht auch die Sublimierung nicht als solche erkannt und aufgedeckt werden“ (Wolf 1999, S. 188).

Zuletzt möchte ich zum Thema Liebe noch eine letzte Komponente erwähnen: Den Konflikt zwischen Familie und Heim, in dem ein Heimbewohner steht. „So sind Kinder in ihrer Beziehungsgestaltung zu den Erziehern hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis nach Erleben von Nähe und Intimität auf der einen und einer distanzierten Zurückhaltung auf der anderen Seite (beispielsweise aus Angst vor erneutem Verlassenwerden durch eine geliebte Person oder aufgrund einer diffusen normativen Vorstellung, ein Kind dürfe eigentlich nur seine Eltern lieben) (Hansen 1994, S. 47f).

Sicher ist das Thema Liebe eine eigene Arbeit wert und könnte noch weiter ausgeführt werden, aber für meine Ausführungen soll es soweit reichen und zunächst genügend Einblicke in den Balanceakt professioneller Heimarbeit geben.

4.4.3 Erziehungsmöglichkeiten

das Komplizierte an der Erziehung ist die Tatsache, dass der Zu-Erziehende selbst entscheidet, ob er sich erziehen lässt oder nicht. Besser gesagt, sein psychisches System entscheidet dies. Die Reaktionen dieses Systems sind in den meisten Fällen nur schwer vorhersagbar. Ihre Reaktionen sind immer abhängig von den inneren Zuständen, welche die bisherige Biografie und das dadurch entwickelte Selbstkonzept bestimmt werden. Es ist also die eigene Struktur, die darüber entscheidet wie sich das System verhält und somit ist klar, dass nur es selbst sich verändern kann. Genauso wie dies für Therapeuten bedeutet, dass sie nicht ohne Weiteres Instruktionen erteilen und den Klienten heilen können, so gilt dies auch für die Erziehungsabsicht der Heimpädagogen. Das klingt zunächst Ausweg los und paradox, gehört die Erziehung doch zu den Hauptaufgaben der Pädagogen.

Erziehung muss also auf einem anderen Wege erfolgen, als dem von Instruktionen. Damit ein Kind sich erziehen lässt, muss es an dieser Erziehung interessiert sein. Letztendlich gelingt dies nur, wenn man das Kind dazu bringt etwas selbst zu tun. Der Zu-Erziehende will sich nicht in seiner Autonomie beeinträchtigt fühlen, wenn der Erziehende die Asymmetrie der Situation zu offensichtlich darstellt indem er vorgibt was richtig und was falsch ist. Viel eher müssen Erziehungsabsichten so verfasst werden, dass das Kind sie akzeptiert und als seine eigene Entscheidung zu einer Veränderung betrachten kann. Der Inhalt der Erziehungsabsicht spielt dabei eine weniger wichtige Rolle. Wichtig ist hier vor allem die Achtung vor dem psychischen System, dass sich einfach nichts vorschreiben lassen will, ohne es nicht selbst entschieden zu haben. Also muss sich Erziehung an das psychische System anpassen, damit dieses das Erziehungsangebot angemessen nutzen kann.

Die Verfassung des psychischen Systems ist abhängig von den mitgebrachten Erfahrungen des bisherigen Lebens. Sind die Erfahrung in Hinblick auf Erziehung eher negativ, so treten häufiger Aneignungsprobleme des Systems auf. Diese äußern sich dann (erziehungswissenschaftlich ausgedrückt) als Erziehungsschwierigkeit oder wie es in psychiatrischer Terminologie heißen würde, in Dissozialität (vgl. Schleiffer, S. 178ff).

In diesem Zusammenhang erscheint es doch eher unglaublich, dass die Jugendhilfemaßnahme der Heimerziehung die Erziehungsschwierigkeit der Kinder und Jugendlichen komplett beheben könnte. Dennoch ist ein Erfolg der Einrichtungen, der wenigstens die Richtung einschlägt, gefordert: sonst wären sie überflüssig und bloße Aufbewahrungsstätten dissozialer Kinder und Jugendlicher, die zu dissozialen Mitgliedern

einer Gesellschaft heranwachsen. Also muss ein Heim versuchen dementsprechende Anregungen zu geben, die den Zu-Erziehenden die Möglichkeit der Selbstsozialisierung geben. Mindert sich dabei die Erziehungsschwierigkeit insofern, dass das psychische System die Erziehungsabsichten nicht komplett und auch nicht so vehement ablehnt, so ist bereits ein Erfolg zu verzeichnen.

In diesem Zusammenhang verweise ich auf die Ausführungen zum Thema Vertrauen, denn Erziehung zuzulassen, setzt auch Vertrauen voraus und da die Erfahrungen mit Erziehung zumeist auf negativen Lebenserfahrungen der Kinder und Jugendlichen basieren, begegnen sie ihren Erziehern zunächst mit ihrem mitgebrachtem Ur-Misstrauen. Ihr psychisches System hat Erziehung als etwas schlechtes abgestempelt. Gerade dissoziale Kinder und Jugendliche neigen dabei dazu ihren Kommunikationspartnern feindselige Absichten zu unterstellen (vgl. ebd., S.212f).

Erfahrung meinerseits: In der Tagesgruppe des DRK Rostock machte ich bei einem Mädchen täglich die Erfahrung, dass sie sich nicht einmal Rechenwege für ihre Mathehausaufgaben erklären lassen wollte. War die Erklärung auch noch so simpel und klar nachzurechnen ($2 \times 2 = 4$), so tobte sie und bestand darauf, dass dies nicht richtig sein konnte. Lieber wollte sie es auf ihre Weise machen und in Kauf nehmen, dass es falsch war, als die Gefahr einzugehen, dass es falsch werden konnte, wenn sie meinen Instruktionen folgte. Ich hatte das Gefühl, dass sie mir auf gar keinen Fall glauben konnte, dass ich ihr helfen wollte. Sie rechnete bei jedem Angebot von Unterstützung damit, dass ich sie sabotieren würde. Vielleicht war sie aber auch davon überzeugt, dass Erwachsene dumm sein mussten und nicht qualifiziert genug waren ihr zu helfen. Noch dazu handelte es sich um ein durchaus begabtes Kind, dass die Aufgaben mit mehr Offenheit sofort gelöst hätte und das, solange es die Fäden in der Hand hielt, durchaus auch verstand außergewöhnlich verantwortungsvolle Entscheidungen zu treffen. Es schien, als würde ihr psychisches System ihre eigentlichen Fähigkeiten blockieren. Die Aufgabe löste sie übrigens ohne großartig nachzudenken, als sie mich in ihrer Wut in einem längeren Schreianfall anbrüllte: „Das weiß ich doch selbst, dass 2×2 gleich 4 sind“. Da wir beide nach diesem Erreichen des Ergebnisses lachen mussten, war die Erklärung des Rechenweges gar nicht weiter nötig. „Siehst du, kannst es ja doch“, war meine letzte Stellungnahme. Das Mädchen grinste und rechnete die folgenden Aufgaben alleine fertig²⁷.

²⁷ Ich habe hier meine Recherchen auf ein Erlebnis übertragen, dass ich Anfang 2009 in meinem Sozialpädagogischen Praktikum in einer Tagesgruppe in Rostock machte.

Ich möchte im Kontext der Erziehung noch einmal einen Sprung zurück in die Transaktionsanalyse machen.

In jeder Situation, in der jemand Hilfe von einem anderen benötigt, ist der eine sozusagen das Opfer und der andere Retter. Jedenfalls dann, wenn der Retter rettet, ohne das er darum gebeten wurde oder ohne dass er die Ressourcen des Hilfeempfängers berücksichtigt, also alles alleine macht. Das bedeutet nicht nur eine enorme Anstrengung für den Retter, es bedeutet auch, dass er dem Hilfeempfänger suggeriert, er könne das nicht alleine schaffen, diesen somit abhängig macht und dessen Selbsterhaltungstrieb minimiert. Die Opferrolle ist eine unterlegene und führt genauso wie die Retterrolle über kurz oder lang zu Frustration.

In diesem Zusammenhang sind bei Steiner Hinweise zu finden, welche die Hilfe zur Selbsthilfe innerhalb eines Therapeut-Klienten-Verhältnisses unterstützen und das Opfer-Retter-Verhältnis zu vermeiden suchen. Ich denke, diese Hinweise sind auch auf das Heimpädagoge-Heimbewohner-Verhältnis zu übertragen.

Hilfe sollte nicht angeleiert werden ohne Kontakt zum Hilfeempfänger, damit dieser sie auch selbst steuern kann und nicht als Fremdeinwirkung empfindet. Als hilflos darf nur der angesehen werden, der bewusstlos ist. Betrachtet sich der Hilfesuchende selbst als hilflos, so sollte er unterstützt werden bei der Sammlung seiner Kräfte (siehe Resilienz und die Akzeptanz der Situation²⁸). Der Helfende darf niemals mehr als fünfzig Prozent der Arbeit leisten, der Hilfeempfänger muss mindestens fünfzig Prozent beitragen. Was der Helfende nicht wirklich tun will, sollte er auch unterlassen, da dies zu Frustration in der Retterrolle führt. Außerdem sollte der Helfer nicht in der Position eines Überlegenen stehen. Dazu gehören auch so Kleinigkeiten, wie dass man nicht auf einem höheren Stuhl sitzt als der Hilfesuchende oder sich eines feineren und gehobeneren Wortschatzes bedient. Auch alle Anreden und Streicheleinheiten, die aus einer unterlegenen Position von Seiten des Hilfesuchenden an den Helfenden gerichtet werden sind abzuweisen. Es ist wichtig, die Überlegenheit nur dann gelten zu lassen, wenn man in seiner Profession angesprochen wird. Ansonsten ist für Gleichheit zu sorgen und auch eine Unterlegenheit nicht anzustreben, da diese den Helfenden als inkompetent und wenig vertrauenswürdig kennzeichnet (vgl. Steiner 2000, S. 272ff).

28 Zusatz meinerseits

4.5 Änderungen der Heimerziehung – weg vom Klischee

Das Klischee von Heimeinrichtungen, das sich zum Teil sicher noch an der Definition totaler Heime nach Erving Goffmann orientiert, ist für Außenstehende wahrscheinlich immer noch eine verankerte Vorstellung, die das Heim als einen schlechten Ort stigmatisiert und mit Ängsten besetzt ist. Dass es „Das“ Heim nicht mehr gibt, eine massenhafte Unterbringungsform mit Anstaltscharakter, wobei allein das Wort Anstalt nach einer Bestrafung für die dort Lebenden klingt, ist wohl außerhalb pädagogischer Kreise noch nicht hinlänglich bekannt. Um einen Überblick zu verschaffen, wie sich das Leben in einer Heimeinrichtung in den knapp vierzig letzten Jahren verändert hat, folgende Aussagen:

1. Dezentralisierung:

„Das“ zentrale Heim gibt es in dem Sinne nicht mehr. Große Heimkomplexe wurden aufgespalten und in kleine Heimgruppen bzw. Wohngruppen gegliedert. Sie wohnen nicht länger auf einem großen Gelände zusammen, sondern sind in der ganzen Stadt verstreut. Dadurch entstanden kleinere zu betreuende Einheiten, die nicht weiterhin zentral versorgt werden, was wiederum die Gleichmachung und die Abhängigkeit reduziert. (Dennoch gibt es noch Großheime, die dann zwar auch Außenwohngruppen haben, aber auch Platz für ca. 100 Kinder unter einem Dach/auf einem Gelände bieten. Das Heim ist dann in einzelne Wohngruppen unterteilt.)

2. Entinstitutionalisierung

Hauswirtschaftliche, pädagogische und therapeutische Funktionen werden nicht weiterhin strikt getrennt. Bspw. gibt es kein vorbereitetes Abendbrot mehr in einer große Gemeinschaftsküche, in der alle Gruppen schichtweise, wie die Schweine zur Mast, kommen, sondern das Einkaufen, das Zubereiten, all das sind Tätigkeiten, die nun von Betreuern und Heimbewohnern mitgestaltet, erlebt und somit auch erlernt werden können.

3. Entspezialisierung

Das meint zum einen die Abschaffung der Trennung von pädagogischer Grundversorgung und therapeutischer Versorgung. Dabei wurden gruppenergänzende Dienste reduziert oder sogar abgeschafft, da das Vorhandensein einer höher qualifizierten Kraft, die Handlungskompetenzen des Pädagogen beschränkt. Außerdem ist damit auch die Aufhebung bestimmter Spezialisierungen von Heimen gemeint. So wird der Legitimierung von Abschiebungen in andere Heime entgegengewirkt.

4. Regionalisierung

Da Wohnort und Milieu eine identifizierende Funktion für Heimkinder haben, wurde eine wohnortnahe Unterbringung angestrebt. Da die Herausnahme aus einem negativ beeinflussenden Milieu dessen Einflüsse nicht verringert, tritt hier die Wichtigkeit der Identitätsbildung in den Vordergrund.

5. Professionalisierung

Da durch die Entspezialisierung einige zusätzliche Unterstützungen wegfallen, werden an die Fähigkeiten der Pädagogen neue und höhere Anforderungen gestellt. Das umfasst sowohl theoretisches und praktisches Wissen, aber auch die persönliche Eignung in Hinsicht auf die Ambiguitätstoleranz, Empathie etc. Für den Arbeitgeber bedeutet dies, dass ständige Weiterbildungen und Supervisionen gewährleistet sein müssen.

6. Individualisierung

Die Betreuung muss ausgerichtet sein auf die individuellen Biografien, welche die Kinder und Jugendlichen mit in das Heim bringen und die deren Bedürfnisse und Interessen bestimmen. Ebenso muss auch eine individuelle Entwicklung jedes Heimbewohners gewährleistet sein und gefördert werden. Dieser Punkt ist nur in Maßen umzusetzen, da Erziehung in Gruppen immer ein gewisses Maß an Organisationsstrukturen braucht (vgl. Wolf in Schleiffer 2001, S. 80ff).

4.5.1 Das Konzept „connect“ - klientenzentriertes Wohnen in Kiel

Im Rahmen meines Verwaltungspraktikums im Amt für Jugend und Soziales Rostock stieß ich auf eine Kleinsteinrichtung, deren klientenzentriertes Konzept den Bedürfnissen von Kindern und Jugendlichen mit unsicherem Bindungsverhalten ein familienähnliches Zuhause bietet. Dieses möchte ich vorstellen, um einen umfassenden Eindruck angemessener – und in diesem Fall wohl idealer – pädagogischer Arbeit für Kinder und Jugendliche mit Bindungsproblematik aufzuzeigen. Träger und Leiter der Einrichtung, die seit 1994 besteht, ist Jochen Lindner. Er ist Psychologe und kann auf mehr als zehn Jahre Berufserfahrung im Heimbereich zurückgreifen. Da Schleswig Holstein weitaus mehr Kleinsteinrichtungen aufweist als Mecklenburg-Vorpommern, ist es nicht verwunderlich, wenn ich nun erwähne, dass sich diese Einrichtung in einem Vorort von Kiel befindet. Die Einrichtung, ist sowohl privater Lebensort als auch Heimeinrichtung und befindet sich wenige Meter vom Strand entfernt in Mitten einer Einfamilienhäusersiedlung. Jochen Lindner wohnt hier mit maximal vier Kindern und Jugendlichen. Zur pädagogischen Unterstützung hat er eine Erzieherin beschäftigt. Ggf. beschäftigt er auch pädagogisch

qualifizierte Kräfte für Vertretungswochenenden, im Fall von Krankheit oder über den Zeitraum von zwei- bis dreiwöchigen Sommerferien. Diese kommen aber erst dann zum alleinigen Einsatz, wenn Sie von den Bewohnern der Einrichtung als Bezugsperson akzeptiert und gemocht werden.

Diese familienanaloge Kleinsteinrichtung bietet aufgrund der geringen Aufnahmezahl Intensivbetreuung. Psychodiagnostik und therapeutische Verfahren sind Regelleistungen, die durch den Leiter abgedeckt werden und somit eine zusätzliche spezielle Fachkraft innerhalb der Einrichtung nicht erfordern. Ein Vorteil für den Erhalt der familiären Rahmenbedingungen, da keine außenstehende Kraft den Rahmen sprengen kann und somit den Lebensraum wieder institutionalisieren würde. Die Mischung aus Pädagogik und Psychologie, die das Grundkonzept ergibt, orientiert sich an den Erkenntnissen von Psychotherapie und Gesprächsführung nach bspw. Rogers – klientenzentriert also. Das bedeutet, dass die Wertschätzung und Achtung des Zu-Betreuenden im Vordergrund stehen. Die pädagogischen Kräfte bemühen sich um das Einfühlen in die jeweiligen Situationen der Betreuten und begegnen ihnen als „wirkliche Person“ und nicht nur als Mitarbeiter der Einrichtung. So können psychische Spannungen und Erkrankungen besser abgebaut werden.

In seinem Konzept betont Lindner, dass dadurch eine intensive Beziehung zu den Bewohnern der Einrichtung gelingt, die auf Kontinuität und Verbindlichkeiten beruht (so wie ich es, in den vorausgegangenen Punkten bereits am Beispiel des Vertrauens beschrieb). Genau das wird auch hier als Grundlage pädagogischer Einflussnahme genannt. Weiterhin besteht die Möglichkeit der einrichtungsinternen Beschulung über ein lerntherapeutisches Programm, das die Kinder und Jugendlichen wieder befähigen soll, eine Regelschule zu besuchen.

Als Zielgruppe formuliert Lindner in seinem Konzept gerade die Kinder, um die es mir in dieser Arbeit geht. Jene, die aufgrund traumatischer Erfahrungen in ihrer bisherigen Biografie den schützenden Rahmen der Kleinsteinrichtung benötigen, aber aufgrund von massiven Persönlichkeitsstörungen in einer Pflegefamilie nicht fachgerecht betreut werden können. Besonders auch beziehungsarme Kinder und Jugendliche (ob dies aufgrund von Großheimkarrieren oder aufgrund von Mangelserfahrungen in der Familie geschah, ist sicherlich nicht von Bedeutung) können in traditioneller Heimerziehung nicht entsprechend gefördert werden. Und natürlich Nicht-Regelschulfähige.

Außerdem betont Lindner in seinem Konzept auch die Risiken einer solchen Betreuungsform. Es setzt voraus, dass alle am Prozess Beteiligten sich an das

klientenzentrierte Grundkonzept halten. Auch die Familie muss mit der Situation zufrieden sein und leben können – so etwa auch Herr Lindners Lebenspartnerin. Diese unausweichlich notwendigen Rahmenbedingungen wurden mit allen Beteiligten ausführlich erörtert und akzeptiert. Über externe Supervision wird die Arbeit reflektiert.

Natürlich bringt Jochen Lindner für eine solche Arbeit besonders hilfreiche Qualifikationen mit. Mit seinem psychologischen Wissen kann er manch heikle Situation sicher schneller und adäquater einschätzen, als es ein Pädagoge könnte und vor allem kann er dementsprechend reagieren ohne eine neue und zunächst fremde und durch Spezialisierung für die Kinder und Jugendlichen zunächst stigmatisierte Fachkraft ins Boot zu holen.

Die familiäre Umgebung, die Nachbarschaft, die Unternehmungen, die Lindner unter diesen Umständen bietet, sind Förderungen, die sich eine gewöhnliche Heimeinrichtung so nicht leisten kann (Katamaran etc.). Noch dazu die geringe Platzanzahl von vier Kindern und Jugendlichen. Diese ermöglicht nicht nur mehr Zeit für jeden Einzelnen und mehr Platz für dessen individuelle Bedürfnisse, sondern auch ein familienadäquateres Zusammenleben als in einer Wohngruppe mit bis zu zehn Bewohnern und einer weiteren Wohngruppe in der Etage unter einem. Noch dazu ist das Haus im Klabautermannang 10 nicht nur Arbeitsplatz für Jochen Lindner, es ist sein Zuhause. Genauso wie es das für die dort lebenden Kinder und Jugendlichen ist. Er hat dort genauso seine privaten Räumlichkeiten wie jedes der Kinder und zieht nicht alle drei Tage ein oder aus, um mit einem Kollegen die Schicht zu tauschen. Das unterstützt die Kontinuität und vermittelt den anderen Bewohnern ein selbstverständlicheres Gefühl von Geborgenheit. Schließlich könnte sich jeder Bewohner einer weniger familiären Wohngruppe zurecht die Frage stellen: „Wie soll ich mich hier wirklich angekommen und zu Hause fühlen, wenn der Erzieher nach jeder Schicht froh ist in sein eigenes Zuhause zurück zu kehren?“. Lindner gewährleistet eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung durch ihn selbst, seine Verlässlichkeit ist also um so glaubhafter. Der Alltag wird ein viel gesellschaftstauglicheres Vorbild dadurch. Diese also enorme klientenzentrierte Form der Erziehung trägt dazu bei, dass die Bewohner, die Strukturen nicht als Grenzsetzungen eines staatlichen Sanktionssystems verstehen, sondern als Orientierungshilfen, die aus einem wertschätzenden nahen Umfeld stammen. Sicher eine weitaus günstigere Variante, das psychische System der Bewohner offen für Erziehung zu machen.

Generell wohnen die Zu-Betreuenden in Einzelzimmern und sind so keinen weiteren Mangelerscheinungen ausgesetzt. Nicht, dass das Teilen eines Kinderzimmers nicht auch in Familien sicher gebundener Kinder der Regelfall wäre, aber wer durch das Jugendamt

stigmatisiert und in ein Heim eingewiesen wurde, der wird das Teilen eines Zimmers als einen strukturellen Beigeschmack der Heimeinrichtung wahrnehmen und es als weiteren Eingriff in seine Persönlichkeit erfahren (Lindner: connect²⁹)

29 Anhang I

5 Nähe und Distanz

Wie schon mehrfach erwähnt, handelt es sich beim Beruf des Heimpädagogen um einen schwierigen Balanceakt zwischen Nähe und Distanz. Wie viel Nähe ist gut für die Beteiligten eines Erziehungsverhältnisses und wie viel Distanz ist zu viel, um noch eine warme Atmosphäre der Vertrautheit zu schaffen? Um diese Fragen zu beantworten, muss zunächst geklärt sein, dass sowohl Nähe als auch Distanz zu den menschlichen Grundbedürfnissen zählen. „So ist Nähe auf Distanz verwiesen und Distanz auf Nähe. Nähe gelingt, wo auch Distanz gegeben ist, und Distanz, wo sie sich auf Nähe beziehen kann“ (Thiersch 2006, S. 32). Dabei können die Pädagogen einer Einrichtung gleichermaßen Personen sein, auf welche die Bewohner angewiesen sind, die sie aber auch gefährden. Denn „Menschen im Werden sind angewiesen darauf, so wie sie sind akzeptiert, angenommen, geliebt zu sein – gleichsam bedingungslos. [...] Menschen im Werden aber sind ebenso darauf angewiesen, einen Freiraum für die eigensinnige Gestaltung ihres Lebens, für die Ermöglichung und Ermutigung zur Selbstbildung zu erfahren; dazu braucht es Zutrauen in das Werden, Neugier auf seine Entfaltung und Offenheit für Versuche, für Wege und Abwege, also eine gleichsam fördernde Distanz“ (ebd., S. 35).

Nicht zu vergessen ist auch beim Verhältnis dieser zwei Komponenten wieder die Tatsache, dass in der Herkunftsfamilie bereits eine Prägung im Umgang mit diesen zwei Bedürfnissen stattgefunden hat.

Im folgenden Punkt werde ich beschreiben, wie ein gesundes Maß an Nähe und Distanz innerhalb der Familie erworben wird und wie es später auf Partnerschaften angewendet werden kann. Markus Fischer, aus dessen Text „Der ewige Tanz um Nähe und Distanz“ ich dabei schöpfe, beschäftigt sich dabei eher mit der Partnerschaft im Sinne einer Liebesbeziehung, doch so weit will ich meine Ausführungen nicht strecken. Viel mehr reduziere ich seine Aussagen auf den Umgang zweier Menschen miteinander, der auch auf das Miteinander ganz anderer Partnerschaften übertragen werden kann – somit auch auf die in einer Heimeinrichtung.

5.1 Das Grundbedürfnis nach Nähe und Distanz und das Funktionieren von Partnerschaften im weitesten Sinne

„Der Tanz von Nähe und Distanz bezieht sich auf die Tatsache, dass wir als Menschen sowohl auf Nähe zu anderen Menschen als auch auf Distanz zu ihnen angewiesen sind. Nähe und Distanz betrachten wir als menschliche Grundbedürfnisse, denen wir uns nicht entziehen können. Wir sind soziale, auf Kontakt und Interaktion ausgerichtete Wesen“ (Fischer 2008, S. 8).

Ed Tronik erforschte ebenfalls die frühe Mutter-Kind-Beziehung und nannte das, was Mary Ainsworth als einfühlsam beschrieb „Einschwingen“. Es meint die Fähigkeit der Mutter, ihrem Kind seinen eigenen Zyklus an Kontaktaufnahme mit ihr und dann mit sich selbst oder anderen Dingen (also dem vorläufigen Abbruch mit ihr) zu erlauben. Dieses Einschwingen gilt natürlich gleichermaßen für den Vater und wird heute als wichtigster Faktor für das psychische Gedeihen eines Kindes gewertet. Dabei können sich beim Kind Fähigkeiten zur sozialen Kommunikation, zu Beziehungen, zur Gefühlsregulation und Stressverarbeitung entwickeln. Die Eltern müssen sich dabei auf den Rhythmus des Kindes einschwingen (attunement), also sich anpassen (vgl. ebd., S.2f). „Verpassen die Eltern das Einschwingen („misattunement“), dann verpassen sie entweder das kindliche Bedürfnis nach Kontakt mit dem Selbst (Autonomie) oder das kindliche Bedürfnis nach Kontakt mit dem Anderen (Mutter, Vater, Außenwelt). Mit andere Worten, sie verpassen und unterbrechen den kindlichen Rhythmus zwischen Nähe und Distanz“ (ebd., S. 3).

Dabei machen Kinder dann zwei Erfahrungen. Die von emotionaler Verlassenheit (wenn die Eltern keinen körperlichen und/oder emotionalen Kontakt geben, wenn das Kind dessen bedarf) und die Erfahrung von emotionaler Überflutung (wenn das Explorationsverhalten des Kindes keinen Freiraum erhält, kein Selbstkontakt und kein Eigenraum zugestanden werden). Macht das Kind eine (oder beide) dieser Erfahrungen öfter oder besonders intensiv, wird sich eine dementsprechende Grundangst entwickeln – entweder vor Verlassenheit oder vor Überflutung. Zwar entwickeln fast alle Menschen diese Grundängste, die aber in unterschiedlichen Ausmaßen. Dabei scheint die Angst vor Verlassenheit einfacher zu begreifen und nachvollziehbar zu sein, da fast jeder auf solche Erfahrungen zurück greifen kann. Eine gesunde Reaktion auf diese Angst wäre, denjenigen, der einen verlässt zurückhalten oder zurückholen zu wollen (vgl. ebd., S. 3f) (aktiviertes Bindungsverhalten).

Je nachdem welches Grundbedürfnis besonders stark verletzt oder missachtet wurde, wird

der Mensch Schutzreaktionen entwickeln. Dabei unterscheidet man zwischen drei Schutztypen. Der Verlassenheitstyp, der Überflutungstyp und der Mischtyp (Verlassenheits-Überflutungstyp). Fast alle Menschen haben missachtende Erfahrungen ihrer Grundbedürfnisse gemacht und entwickeln daher den Mischtypen. „Jeder Mensch/jedes Kind entwickelt einen Schutzstil. Das hat nichts mit Pathologie zu tun. Es gehört zum Mensch sein, dass niemand ideal aufwächst und somit keinen Schutzstil benötigen würde“ (ebd., S. 5).

Mit diesem Wissen, ist der Heimpädagoge wieder geschützt vor dem Attestieren einer nicht vorhandenen Störung, einem Verhalten, das allein auf einen nahezu normalen Schutzstil zurück zu führen ist³⁰.

Am Beispiel einer intimen Liebesbeziehung möchte ich nun auf das Funktionieren von drei Ebenen einer solchen Beziehung zu sprechen kommen. Natürlich soll es sich bei der Beziehung zwischen Erzieher und Heimbewohner nicht um eine Liebesbeziehung handeln, doch die drei Ebenen erscheinen mir als ein Rahmen, an dem man sich auch für andere Beziehungen etwas anschauen kann.

Fischer beschreibt zunächst die basale Ebene. Sie bildet das Fundament für die mittlere und oberen Ebene. Sie steht für das Grundbedürfnis nach Nähe zum Partner und die Bindung. Zu dieser Ebene gehört auch die Angst der Verlassenheit. Im Gegensatz dazu meint die obere Ebene das Bedürfnis nach sich selbst, sie ist der Eigenraum, die Distanz zum anderen und bietet die Möglichkeit, die eigenen Bedürfnisse zu erspüren. Die Angst vor Überflutung gehört zu dieser Ebene. Zwischen der oberen und der basalen Ebene liegt die mittlere Ebene. Sie vermittelt zwischen den beiden anderen Ebenen. Auf ihr beruht die Fähigkeit zum Einschwingen und zur Kommunikation. Mit ihr kann jeder seine eigene Position erklären, sie hörbar machen. Für das Gelingen langfristiger, intimer Partnerschaften sieht Fischer hier gemeinsame Projekte als besonders wichtig an (vgl. ebd., S. 7 f).

Nun sollen – wie bereits gesagt – Pädagoge und Heimbewohner keine Liebesbeziehung miteinander eingehen. Doch basal dürfte beim Heimbewohner genauso ein Bedürfnis nach Nähe und Geborgenheit innerhalb der Heimgruppe, also zu seinem Bezugsbetreuer vorhanden sein. Genauso hat er das Bedürfnis seine Tür zuzumachen, sich einen Kopfhörer aufzusetzen und mit seinen Gedanken und Gefühlen alleine zu sein. Damit die Balance zwischen diesen Ebenen funktioniert, kommunizieren beide Parteien, also Pädagoge und Heimbewohner, ihre Bedürfnisse. Schließlich hat auch der Pädagoge hin und wieder das

³⁰ Kommentar meinerseits

Bedürfnis die Bürotür zuzumachen und sich seinen Aufgaben der Dokumentation zuzuwenden. Gemeinsame Unternehmungen, Ausflüge, Hausfeste u.s.w., die durch die Kommunikation untereinander durch individuelle Wünsche angereichert werden, stehen für die mittlere Ebene³¹.

Noch dazu beschreibt Fischer eine Funktion, die auf der mittleren Ebene zur Kommunikation genutzt wird. Er nennt es „spiegeln“. In der Gesprächsführung würde man unter diesem Aspekt vom Paraphrasieren reden. Das Wiederholen einer Aussage des Kommunikationspartners mit anderen Worten, um diesem entweder zu bescheinigen, dass man wahrgenommen hat, was er ausgedrückt hat oder sich zu vergewissern, dass man es auch wirklich richtig wahrgenommen/gedeutet hat. Dabei ist es wichtig, dass Gespiegelte nicht zu werten (vgl. ebd., S. 18). „Sich entwickelnde Kinder brauchen Spiegeln sehr dringend. Es erlaubt ihnen, ihre Körper- und Gefühlszustände zu benennen, sie zu symbolisieren, und Gefühle zu regulieren. Es gibt ihnen die wichtige Botschaft, dass das, was in ihnen drin abläuft, richtig und vertrauenswürdig ist. Es erhält die Erlaubnis, seinen Körper und seine Gefühle voll in Besitz zu nehmen und sie in Beziehungen einzubringen. Durch adäquates Spiegeln lernt das Kind, seinem Körper, seinen Gefühlen und Intuitionen, seinen Impulsen, sich selbst zu vertrauen“ (ebd., S. 18f).

So kann der Heimpädagoge über das Spiegeln bzw. das Paraphrasieren, also das Vermitteln zwischen Nähe und Distanz, dem Kind ermöglichen, sein Selbstvertrauen wieder herzustellen, was (siehe Kapitel 3) als Voraussetzung für das Vertrauen in andere und die Ermöglichung der Erziehung gilt.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Grundlegend ist an Distanz nichts auszusetzen, denn solange sie aus einem natürlichen Impuls heraus entsteht, handelt es sich bei Distanz zu anderen nur um die Nähe zu sich selbst.

5.2 Der Pädagoge im Spannungsgefüge von Nähe und Distanz

Das Verhältnis zwischen Nähe und Distanz ist kein statischer Zustand. Die Art und Weise, auf die Nähe und Distanz empfunden werden – etwa ob einem gewisse Näherungen zu viel, zu aufdringlich oder angenehm sind – verändern sich mit dem Erreichen neuer Lebensphasen und Beziehungen. „[...] die Veränderungen im Verhältnis zwischen Eltern, Erziehern und Kindern und Heranwachsenden sind hier besonders drastisch. Indem diese Konstellation von Nähe und Distanz immer Ausdruck subjektiver Deutungen und

31 Schlussfolgerung meinerseits

Handlungsintensionen sind, ergeben sich notwendig Differenzen in der Herstellung des gemeinsamen, die Beziehung fundierenden Verständnisses von Nähe und Distanz. Diese Differenzen können sich zu Konflikten verdichten. Die Nähe, die der eine empfindet, kann dem anderen peinlich und zudringlich sein“ (Thiersch, 2006, S. 31).

Mit diesem Wissen als Fundament, will ich weiterhin auf die Problematik von Nähe und Distanz in der Heimerziehung eingehen.

5.2.1 Nähe als Problem

Baldur Kozdon beschreibt anhand von Wolfgang Schmidbauers Abhandlung „Hilflose Helfer“, dass sich hinter sozial engagierten Berufen und einem damit verbundenen Perfektionismus der Arbeit häufig der sehnliche Wunsch des Pädagogen steht, selbst Nähe zu erfahren. Das ist ein Bedürfnis, das nicht offen kommuniziert, sondern anhand von beruflichem Perfektionismus ausgelebt wird. Das beinhaltet auch das Verbot – das der Pädagoge sich selbst gegenüber ausspricht – Schwäche zu zeigen. Was in vielen Fällen zum so genannten „Burn-Out“ führt, dem „Ausbrennen“ der Leistungskraft, der mit erheblichen Erkrankungen, Nervenzusammenbrüchen etc. einher geht.

In einem Wort zusammengefasst, nennt man dieses Engagement, das über alle gesunden Maße des Berufsbildes hinaus geht, „Helfer-Syndrom“. Schmidbauer geht davon aus, dass dieses Syndrom auf unverarbeitete Versagungen im Kindesalter zurück zu führen ist. Versagungen, die bspw. durch die narzistische Besetzung der Mutter stattfanden und nun hinter einer Fassade aus vermeintlicher Stärke zurück gehalten werden. Seelische Störungen sind bei Angehörigen typischer Helferberufe (Ärzte, Krankenschwestern und eben auch Sozialpädagogen) häufig anzutreffen. Noch dazu macht der Helfer sein Selbstwertgefühl davon anhängig wie seine Dienstleistung am Klienten/Patienten/Heimbewohner erfolgt. Wie lange sie dauert, wie gut oder schlecht die Hilfe gelingt. Um das Selbstwertgefühl nicht zu mindern und also auch keine Schwäche oder Hilflosigkeit und Inkompetenz eingestehen zu müssen, verlängern sich so häufig Dienstleistungen, deren Einsatz sich eigentlich schon als deplatziert entpuppte. So ist ein „guter“ Klient etwa dankbar. Ein „schlechter“, der sich noch nicht geändert hat, ist weiterhin auf den Helfer angewiesen. So definiert es jedenfalls der Helfer, der sich somit weiterhin legitimiert und aufwertet. Gebraucht werden gehört in diesem Zusammenhang auch zur Bestätigung des Selbstwertgefühls (vgl. Kozdon 1997, S. 82ff).

Wer weiterhin seine Fassade aufrecht erhalten will, er sei ein perfekter Helfer, der fängt an,

die Schuld der Versagens beim Klienten zu suchen. Bereits in der Ausbildung werden zukünftige Helfer auf frustrierende Erlebnisse vorbereitet und meine Ausführungen der vergangenen Kapitel dürften auch beweisen, dass man als Pädagoge keineswegs mit einer Allmacht sämtliche Probleme zu lösen imstande ist. Sicher gehört es zum Beruf, das Beste zu versuchen, aber nicht unter dem Gesichtspunkt der Selbstaufgabe bis hin zum „Burn-Out“ oder eben der Aufgabe des Klienten, um das eigene Selbstwertgefühl zu schützen.

„Sowohl Therapeuten, die für Hilfeleistung bezahlt werden (Pfarrer, Bewährungshelfer, Sozialarbeiter, Psychologen, Ärzte, Psychiater, Therapeuten), als auch andere Leute, die sich ganz einfach ihrer Mitmenschen annehmen, machen häufig nach einer ersten Phase großem Engagements eine Zeit der Ernüchterung und Enttäuschung über ihre „Helfer“-Tätigkeit durch. Sie sind enttäuscht über die Hindernisse, die man ihnen in den Weg legt, und bei einem fast grenzenlos gesteigerten Verantwortlichkeitsgefühl nehmen sie jeden Misserfolg als persönliches Scheitern. [...] Wer unter solchen Bedingungen arbeiten muss, entwickelt schließlich negative und anklagende Einstellungen gegenüber seiner Klientel. Aus einer solchen Haltung heraus hört man dann immer wieder von den hoffnungslosen Fällen, den hilflosen, faulen und unmotivierten Klienten oder schließlich sogar davon, dass jemand unheilbar krank sei“ (Steiner 2000, S. 267).

Um die Aussage, eigene Erfahrungen aus der eigenen Kindheit, würden den Pädagogen in seiner Arbeit unbewusst beeinflussen, hier eine weitere Expertenmeinung: Nach Bernfeld, der das Buch „Sisyphos und die Grenzen der Erziehung“ verfasste, entsteht die Nähe zwischen dem Pädagogen und dem Zu-Erziehenden zwangsläufig durch den Zusammenhang zweier Kinder. Dem äußeren, das dem Pädagogen anvertraute und das innere, nämlich das Kind, das der Erzieher selbst einmal war und dessen Erfahrungen ihn prägten. Bernfeld drückt es so aus: „So steht der Erzieher immer vor zwei Kindern: dem zu erziehenden vor ihm und dem verdrängten in ihm. Er kann gar nicht anders, als jenes zu behandeln wie er dieses erlebte. Denn was jenem recht, wäre diesem billig. Und er wiederholt den Untergang des eigenen Ödipuskomplexes am fremden Kind, an sich selbst. Er wiederholt es auch dann, wenn er scheinbar das Gegenteil all dessen tut, was ihm seine Eltern antaten“ (Bernfeld in Würker 2006, S. 123). So gesehen, wird die Nähe zum Problem zwischen dem Pädagogen und dem Klienten, wenn auch der Pädagoge schon mit einer unbewältigten bzw. nicht therapeutisch aufgeschlüsselten und bewusst gemachten Bindungsproblematik oder anderen negativen Erfahrungen in Hinsicht auf seine eigene Erziehung und Sozialisation, in das Beziehungsgefüge einsteigt.

5.2.2 Distanz als Chance

Sieht man die Problematik der Nähe – die einerseits über Vertrauen hergestellt werden soll, damit überhaupt eine Beziehung entstehen kann und die Bindungsprobleme der Kinder und Jugendlichen revidiert werden können, aber andererseits zu so vielen Verstrickungen führen kann – wird einem der ungeheure Nutzen der Distanz bewusst.

Man sieht „dass erst angemessene Fähigkeit zur Distanznahme die handlungslogisch notwendige Einheit der Erzeugung und der Verwendung der Erkenntnisse, Deutungen etc. ermöglicht. Das heißt: Pädagogische Handlungsoptionen werden unverantwortlich oder doch laienhaft, wenn sie nicht, ohne die eigene Beteiligung auszublenden, aus der Distanz von „exzentrischen Standpunkten“ [...] aus beobachtbar, selbstreflexiv kontrollierbar und damit revidierbar gemacht werden“ (Dörr/Müller 2006, S. 13).

Schleiffer fasst die Chance, die sich aus Nähe und der Distanz durch bindungsrelevantes Wissen (am Beispiel eines Therapeuten, was, wie ich schon mehrfach feststellte, in Anpassungen auch für den Pädagogen gelten kann) so zusammen: „Ein Wissen um das jeweilige Bindungskonzept, mit dessen Hilfe der Patient die Beziehung zu seinem Therapeuten konstellierte, kann dem Therapeuten helfen, die Symptomgeschichte des Patienten besser zu verstehen. Auch vermag er seine eigenen gefühlsmäßigen Reaktionen auf das vom Patienten in der therapeutischen Situation gezeigte Verhalten, seine Gegenübertragung, angemessen einzuschätzen [...] Insofern versteht der Therapeut die Wünsche des Patienten besser, wenn er sich in dessen frühere Wünsche als Kind hineinzusetzen vermag. Eine bindungstheoretisch vermittelte Reflexion kann den Abstand gewährleisten, der über ein hohes Mitfühlen und Mitleiden hinaus geht und notwendig ist, um effektiv helfen zu können“ (Schleiffer 2001, S. 242). Hans Thiersch geht – in einer idealtypischen Konstruktion – davon aus, dass dadurch, dass der Professionelle nie vollständiges Mitglied der Lebenswelt seiner Klienten ist, nicht abhängig sein muss, wie und ob der Klient ihm Bestätigung zollt. Der Professionelle kann seine Leistung an den professionellen Standards der Arbeit messen. „Diese professionelle Distanz erlaubt es, das lebensweltliche Geflecht von Nähe und Distanz, von Sicherheit und Offenheit unbefangen zu sehen; es gelingt, Nähe, Verlässlichkeit und Zutrauen zu befördern, wo sie in den Lebensverhältnissen nicht gegeben ist, es gelingt ebenso, Nähe, wo sie Menschen in ihren Möglichkeiten erdrückt, aufzusprengen und zu öffnen und in solcher Freiheit zu den Möglichkeiten von Nähe und Distanz zu finden“ (Thiersch 2006, S. 37f).

5.2.2.1 Distanz aus Hilflosigkeit

Letztlich ist aber doch so, dass Distanz einem auch verhelfen kann, sich einer näheren Auseinandersetzung mit unangenehmen Themen zu entziehen. Natürlich verhilft es dem Pädagogen zunächst zu einem ruhigeren Affekthaushalt, wenn er Angriffe von Seiten der Heimbewohner (Beschimpfungen, Zuwendungsentzug, Misstrauen etc.) nicht auf sich selbst bezieht sondern sie als Ausdrucksformen deren Erfahrungen ansieht. In erster Linie schafft der Pädagoge damit aber nur sich selbst einen Abstand und kehrt der eigentlichen Arbeit den Rücken. Denn eine solche Annahme ist nichts was einer professionellen Distanz angehört, sondern zunächst nur die Beruhigung des eigenen Gefühlslebens. Wird die weitere Auseinandersetzung mit diesem Thema vermieden und immer wieder nur abgetan, als etwas, das man sich ja nicht zu Herzen nehmen muss, so ist dem Heimbewohner damit noch lange nicht geholfen. Burkhard Müller drückt es so aus, dass so, die Einsicht in die ursprünglichen Probleme der Klienten vom Pädagogen benutzt wird, um sich nicht weiter damit beschäftigen zu müssen, anstelle, sich damit auseinander zu setzen und sich dem Klienten dementsprechend anzunähern (vgl. Müller 2006, S. 151).

Eine weitere Möglichkeit, sich von der Nähe eines Heimbewohners zu befreien, beschreibt Schleiffer, indem er von Gewaltmitteln spricht. Dabei geht es ihm nicht nur um körperlichen Einsatz dieses Machtmittels, sondern auch um die Vergabe von Zuwendung, um den gezielten Einsatz von Behandlungs- und Sanktionspraktiken, mit denen Heimbewohner „versteckt“ erpresst oder gezwungen werden können, sich so oder so zu verhalten. Diese „institutionelle Abwehr“ sieht Schleiffer so gar nicht als die „schwarze Pädagogik“, die gewaltsam die Praxis als erleichtern soll, sondern als eine Reaktion aus Hilflosigkeit heraus, nämlich aufgrund unbewältigter Nähe (vgl. ebd., S. 143).

Ebenfalls auf Distanz gehen auch die Klienten, in diesem Fall, die Heimbewohner. Sie sind häufig gar nicht in der Lage Hilfe anzunehmen. „Vor allem aufgrund ihrer vermeidenden Bindungsstrategie vermögen sie nicht genügend Vertrauen in einen professionellen Helfer zu investieren und schlagen dessen Hilfsangebot aus. In einem solchen Angebot sehen sie eine Gefahr für ihr Selbstkonzept. Sie befürchten eine weitere Schwächung ihres Selbstvertrauens, wenn sie sich als der Hilfe bedürftig offenbaren. Deswegen vermeiden sie es, den Wunsch nach Hilfe zu äußern. Hilfebedürftig wird von ihnen mit hilflos gleichgesetzt. Sie sehen Hilfe und den Helfer, der es „doch so gut“ meint, als Bedrohung an“ (Schleiffer 2001, S. 250).

5.2.3 Professionelle Nähe und Distanz

Das Herstellen von Gleichheit via Kleidung, soll das Bedrohliche an einem Experten, einem Spezialisten, dem Helfer also, nehmen. . In 4.4.3 erklärte ich anhand Claude Steiners Ausführungen der Transaktionsanalyse wie wichtig symbolisches Handeln für Machtprozesse sein kann. So etwa das Sitzen eines Helfers auf einem höheren Stuhl als der, dem zu helfen wäre. Deshalb können Uniformen, wie Arztkittel und Gerichtsroben zu unterschiedlichen Ausgangs- und Kommunikationsstufen führen. Aber natürlich will sich keine Heimbewohner bevormundet und auch noch optisch darauf hingewiesen fühlen, wer hier der mächtigere ist. Dennoch erwähnte ich im selben Kapitel auch die Gefahr der Gleichmachung. Zwar soll der Heimbetreuer sich nicht als etwas besseres darstellen, dennoch darf er sich nicht auf eine Stufe stellen, mit denen, denen er helfen soll. Wenn er gleich ist, dann ist er genauso wenig handlungskompetent wie der Hilfe-Suchende und verliert schon an Glaubwürdigkeit. Deshalb verweist Müller: „Jene in mancher Hinsicht berechnete Kritik an den professionellen Distanz-Symbolen vergisst aber die Kehrseite: dass im Aufgabenfeld professionellen Handelns solche Distanzbildung durchaus etwas Menschendienliches haben kann. Wer selbst in körperlicher, rechtlicher oder seelischer Not steckt, wird meist gerade auf die Diskretion, die Neutralität, die Sachlichkeit der professionellen Behandlung großen Wert legen, und vielleicht auch auf die symbolisch inszenierte machtvolle Aura der professionellen Partner, soweit diese als Schutzmacht in verletzlicher Lebenslage empfunden werden“ (Müller 2006, S. 142).

Schließlich sind Pädagogen keine privaten Samariter, die freiwillig ihr ganzes Herzblut in die Hilfe legen. Jedenfalls sollte aus den vorausgegangenen Ausführungen hervorgegangen sein, dass das keine professionelle Handhabung wäre und die Vermischung von persönlichem Affekthaushalt und dem des Heimbewohners zu Problemen hinsichtlich objektiver Problembewältigung werden kann und in den meisten Fällen auch werden wird.

„Professionelles Handeln unterscheidet sich vom laienhaften Alltagshandeln darin, dass es fähig ist, Nähe und Distanz zu seinen Adressaten und deren Problemen auf kunstvolle Weise zu verschränken und miteinander zu vermitteln“ (Müller in Klatetzki 2006, S.75).

Und genau dieser Umgang mit den beiden Grundbedürfnissen eines jeden Menschen ist es, der den Professionellen bei der emotionalen Überbelastung an vorderster Front der Heimerziehung unterstützt (vgl. Klatetzki 2006, S. 83)

Um das zu gewährleisten, stellt sich dem Pädagogen also die Aufgabe einer gekonnten Reflexion seiner Arbeit und seiner eigenen Affekte. Wann immer negative Gefühle

gegenüber einem Kind auftreten, sollte sich der Pädagoge die Frage stellen, wie es zu diesen Gefühlen gekommen ist. Natürlich kann kein Heimpädagoge (und auch kein anderer) alle Kinder lieben oder zumindest gern haben (auch das habe ich zuvor schon erläutert), dennoch befreit ihn dieses Argument nicht von der Reflexion, denn Heimerziehung hat nichts mit dem Alltag einer Familie zu tun und schon gar nichts mit deren alltäglichen Beziehungen zu einander. Im Heim handelt es sich um eine professionelle Beziehung und genauso professionell muss die Reflexion von Problemen und negativen Affekten – die eben zu genau diesen Problemen führen – gewährleistet sein (vgl. Schleiffer 2001, S. 270). Dafür ist der Pädagoge (jedenfalls der Sozialpädagoge) im Gegensatz zu der Familie ja auch ausgebildet.

Schlussfolgerung

In bin mir völlig bewusst, bei der Beleuchtung der frühen Bindungserfahrungen kreuz und quer durch psychologische Annahmen geschrieben zu haben, die in ihrer einzelnen Bedeutung um ein Vielfaches hätten intensiver betrachtet werden können. Dennoch denke ich, dass gerade der Anriss dieser unterschiedlichen Ansätze – seien es Bowlby und Spitz oder die Skriptanalyse versus Resilienzforschung – auch ihre Parallelen gezeigt und somit meine Annahmen in Bezug auf die Wichtigkeit der frühen Erfahrungen unterstützt haben. Pädagogik ist niemals frei von psychologischem Wissen und genauso wie die Psychologie ist die Pädagogik ein Fachgebiet, das niemals zu Ende gedacht sein kann und eine hundertprozentige Hilfs Erfolgsquote gewährleisten kann.

Auf der Suche nach der Beantwortung meiner Fragen, die sich mir zu Anfang dieser Arbeit stellten, begegnete ich bei allen Überlegungen immer wieder den Parallelen dieser Themen und daher habe ich sie auch alle aufgegriffen und insoweit erläutert, wie sie der Fragestellung gerecht werden konnten.

So denke ich, dass über den Vertrauensaufbau und der freiwilligen Teilnahme des psychischen Systems eines Heimbewohners an Erziehung erst einmal eine Grundlage geschaffen ist, auf derer man sich seinem Wissen um Resilienz und die Möglichkeit der Änderungen internalisierter Handlungsmuster (Skripts) bedienen kann.

Noch einmal zu meinen anfänglichen Fragen:

Wie sieht ein gesundes Helfer-Klient-Verhältnis aus? Wie gehe ich mit zu viel oder zu wenig Nähe und Distanz um? Und vor allem – um diese Fragen beantworten zu können: Worin besteht der Ursprung dieser unharmonischen Verhältnisse?

Es ist in all meiner Ausführung einfach nicht abzustreiten, dass es immerzu um Affekte geht. Darum, dass sie immer dabei sind und darum, dass sie den Pädagogen nicht beeinflussen dürfen, dem Heimbewohner aber gut tun sollen. Es scheint ein Paradox, dass sich auf der einen Ebene manchmal aufhebt und auf einer anderen wieder hervor kommt. Das Fazit ist: Pädagogen sind keine Retter. Nicht im Sinne der Transaktionsanalyse und auch nicht im Sinne eines Helden, der sich feiern lassen will. Ist Anerkennung die Intention des Pädagogen, so ist sein Handeln schon zum Scheitern verurteilt, denn dann geht es um ihn und die Befriedigung seiner Bedürfnisse und nicht um das objektive Anbieten von Hilfe für den Klienten. So bringt Professionalität auch strukturelle Distanz mit sich, die es ganz einfach nicht ermöglicht familienadäquat zu handeln, zu leben, zu lehren und zu lernen. Der Pädagoge macht also nichts zu hundert Prozent wieder gut, was schon aus einer

Disposition heraus von weitaus wichtigeren Menschen beschädigt wurde. Wenn Pädagogen sich also der Illusion, sie könnten die Welt retten, nicht hingeben, dann haben sie ihre Arbeit begriffen und können objektiv – so lange dies im Rahmen natürlicher Affekte zu bewältigen ist – handeln.

Um objektiv handeln zu können bedarf es einer Menge an theoretischem Wissen. Ich will dieses Wissen dabei nicht auf Bindungsannahmen reduzieren, das wäre fatal, denn sie ist nur eine Komponente des Lebens, das man niemals reduzieren darf. Dennoch beweisen meine Ausführungen, dass genau diese Annahmen, den sogenannten Ursprung allen Lebens darstellen und einen Ansatzpunkt für Verknüpfungen mit anderen Faktoren und Bedingungen bieten. Dies natürlich nicht nur im Hinblick auf die Heimbewohner sondern auch mit kritischem Blick auf den Pädagogen selbst.

Ich halte bindungstheoretisch fundiertes Wissen für eine fundamentale und allumfassende Befähigung zur Entscheidungsfindung bzw. zu professionellem Einschätzen von grenzwertigen Konfliktsituationen innerhalb einer Heimbeziehung und schließe meine Zusammenfassung mit einem Zitat nach Brisch:

„Im Prinzip gibt es keine Symptomatik, kein Störungsbild und keinen Therapieansatz, bei dem nicht bindungstheoretische Überlegungen angestellt werden können. Da Bindung als eine Grundmotivation anzusehen ist und ihre Entwicklung einen lebenslangen Prozess darstellt, muss bei der Behandlung zumindest überlegt werden, ob im Bindungssystem eine Störung vorliegen könnte. Dies bedeutet allerdings nicht, dass grundsätzlich bei jeder Erkrankung eine Bindungsstörung vorhanden ist“ (Brisch 2005, S. 276).

Anhang 1

connect

Klientenzentriertes Konzept für Kinder- und Jugendhilfe

connect

Klientenzentriertes Konzept für Kinder- und Jugendhilfe

Träger: Jochen Lindner

Klabautermanngang 10

24159 Kiel

Konzeptionelle Leitidee

Leistungsbeschreibung

Entgeltvereinbarung

Betriebserlaubnis

connect - Klientenzentriertes Konzept für Kinder- und Jugendhilfe **Konzeptionelle Leitidee**

Die Einrichtung *connect* "Klientenzentriertes Konzept für Kinder- und Jugendhilfe" ist eine echte **familienanaloge Kleinsteinrichtung**, die seit 1994 besteht.

Die geringe Platzzahl ermöglicht quasi Einzelbetreuung als wirkungsvollste heilpädagogische Intensivbetreuung.

Die Einrichtung wird durch einen Psychologen mit über zehnjähriger Erfahrung im Heimbereich geleitet. Desweiteren sind eine Erzieherin und ggf. weitere pädagogische Fachkräfte tätig.

Psychodiagnostische und -therapeutische Verfahren gehören zu den Regelleistungen der Einrichtung.

Grundidee der Einrichtung ist das **gemeinsame Leben** der Kindern/Jugendlichen/jungen Erwachsenen mit den Betreuungskräften in fachlicher Verantwortlichkeit des Uz..

Das pädagogisch/psychologische Grundkonzept orientiert sich an Erkenntnissen der Klientenzentrierten Psychotherapie und - Gesprächsführung (vgl. ROGERS, TAUSCH) und durch eine **professionelle klientenzentrierte Grundhaltung in allen Phasen der Betreuung**.

Die klientenzentrierten Haltung ist eine grundlegende Einstellung, den Betreuten in der konkreten Situation als wirkliche Person zu begegnen und sich in der jeweiligen Situation dem Betreuten gegenüber um positive Wertschätzung und Einfühlung in seine Situation zu bemühen. Die Realisierung dieser Haltung gilt in der Fachliteratur als eine der wichtigsten psychohygienische Maßnahme für einen Abbau psychischer Spannungen und Erkrankungen.

Dies bedeutet nicht nur Kontinuität und Verbindlichkeit in der Beziehung. Die besonders intensive Beziehung zum Kind/Jugendlichen/jungem Erwachsenen gilt als entscheidende Grundlage für eine pädagogische Einflußnahme und damit für die Förderung der Entwicklung der Betreuten.

In der Einrichtung werden so nicht nur die lebenspraktischen Fähigkeiten der Kinder und Jugendlichen in besonderem Maße gefördert.

Vielmehr haben die Betreuten die echte Chance,
-neurotische Persönlichkeitsbeeinträchtigungen (Ängste, Aggressionen, etc.) abzubauen,
-mit erlebten psychischen und physischen Traumata leben zu können,
-Einstellungen und Verhalten im sozialen Bereich korrigieren zu wollen und zu können,
-Selbständigkeit, soziale und emotionale Reife, verbale und intellektuelle Geschicklichkeit zu erwerben.

In der Einrichtung können Kinder und Jugendliche, die momentan nicht regelschulfähig sind, über ein lerntherapeutisches Programm im Rahmen einrichtung-interner Beschulung befähigt werden, die Regelschule wieder zu besuchen bzw. wieder besuchen zu dürfen.

Leistungsbeschreibung

1. Art der Leistung

Durchführung von Hilfen nach

- §§ 27/34 SGB VIII
- § 35a SGB VIII in Ausgestaltung des § 34 SGB VIII
- Weiterführung in Verbindung mit § 41 SGB VIII

Bezugspunkt sind auch die "Rahmenleistungsvereinbarungen für Einrichtungen über Tag und Nacht" des Landes Schleswig-Holstein.

2. Ziel / Auftrag der Leistung

Ziel und Auftrag der Leistung werden nach § 36 SGB VIII entsprechend dem jeweiligen Bedarf im Einzelfall vereinbart und im Hilfeplan dokumentiert. Die Fortschreibung und Überprüfung des Hilfeplanes erfolgt unter der Verantwortung des öffentlichen Trägers und mit Beteiligung des Kindes/Jugendlichen/jungen Erwachsenen, den Personensorgeberechtigten und dem Träger. Über den Betreuungsverlauf werden regelmäßig Entwicklungsberichte verfaßt, deren Aussagen in die Hilfeplanung einfließen.

2.1 Generelles Ziel der Maßnahme

Entsprechend den Bestimmungen des § 34 SGB VIII soll diese Betreuungsform „durch eine Verbindung von Alltagsleben mit pädagogischen und therapeutischen Angeboten“ die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen fördern. „Sie soll entsprechend dem Alter und Entwicklungsstand des Kindes oder des Jugendlichen sowie den Möglichkeiten der Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie

1. eine Rückkehr in die Familie zu erreichen versuchen oder
2. die Erziehung in einer anderen Familie vorbereiten oder
3. eine auf längere Zeit angelegte Lebensform bieten und auf ein selbständiges Leben vorbereiten.“

Die Einrichtung bietet also Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine zeitlich befristete Hilfe zur Erziehung oder eine auf Dauer angelegte Lebensform. **Zielsetzung** der Betreuungsarbeit ist die **maximale Verselbständigung** der Hilfebedürftigen bezogen auf das individuell mögliche Niveau **oder** die **Rückführung** in die Heimatfamilie.

Dies bedeutet für die Individualität der in der Einrichtung betreuten Kinder und Jugendlichen:

- **Verminderung von** allgemeiner Unsicherheit, Spannungen, Niedergeschlagenheit, Minderwertigkeitsgefühlen, emotionaler Überkontrolle, Feindseligkeit, nichtorganisch bedingten körperlichen Beeinträchtigungen, störenden Verhaltenssymptomen etc.
- **Zunahme von** Selbstakzeptierung, Durchsetzungsfähigkeit, Spontanität, Selbstvertrauen und Unabhängigkeit.

2.2 Dauer der Maßnahme

Die Dauer der Maßnahme richtet sich nach den in der Hilfeplanung von allen Beteiligten getroffenen Vereinbarungen.

2.3 Vor- und Nachbereitung

Im Prozeß der Aufnahme sollten vorab zwischen Sorgeberechtigten, öffentlichem Träger und Einrichtung einvernehmliche Regelungen über Grund, Ziel und Dauer der Maßnahme getroffen werden. Eine möglichst genaue Darstellung der begründenden und auslösenden Probleme in der Herkunftsfamilie und der Problematik der Betroffenen ist hilfreich. Ein Probewohnen in der Einrichtung ist möglich. Entlassungen aus der Einrichtung verlaufen generell geplant und niemals spontan durch den Träger.

Vor und nach der stationären Hilfe ist eine Begleitung/Betreuung im ambulanten Rahmen möglich.

3. Zielgruppe/Indikation/

3.1 Zielgruppe

Ausgehend vom Hilfeansatz und den Kapazitäten der Einrichtung können Zielgruppen von Kindern und Jugendlichen definiert werden, die besonders prädestiniert sind, in der Einrichtung betreut zu werden.

1. Kinder/Jugendliche, die auf Grund ihrer Biographie und/oder besonderer (traumatischer) Erlebnisse den besonders schützenden Rahmen einer Kleinsteinrichtung benötigen.
2. Kinder/Jugendliche, die so massive Persönlichkeitsstörungen aufgebaut haben, daß sie in herkömmlichen Pflegefamilien nicht fachgerecht und damit verantwortungsbewußt betreut werden können und psychologischer Betreuung bedürfen.
3. Kinder/Jugendliche, die durch eine „Großheimkarriere“ beziehungsarm und persönlichkeitsgestört geworden sind und daher in traditioneller Heimerziehung nicht ausreichend gefördert werden können.
4. Schulverweigernde bzw. nichtregelschulfähige Kinder und Jugendliche

3.2 Indikation

Bei den jungen Menschen, die in dieser Betreuungsform geeigneterweise untergebracht werden, lässt sich unter anderem beobachten, dass

1. ihre Grundbedürfnisse nach Zuwendung, Geborgenheit und Sicherheit bisher nicht ausreichend erfüllt wurden,
2. sie in ihren Familien Mangelserfahrungen gemacht haben und darauf mit

- blockierenden Verhaltensweisen reagiert haben,
3. sie Erfahrungen von Vernachlässigung, Mißbrauch, Gewalt (physisch und psychisch) gemacht haben,
 4. die innerfamiliären Beziehungen in einer Weise gelebt wurden, die eine gesunde Entwicklung behindern.

3.3 Ausschlusskriterium

In die Einrichtung können keine Kinder/Jugendlichen aufgenommen werden, die mittel- oder langfristig nicht in der Lage oder Willens sind, die gegebenen quasifamiliären Rahmenbedingungen der Einrichtung zu akzeptieren.

4. Inhalt der Leistung

4.1 Vorbemerkungen

Kinder, die mit den in Punkt 3.2 aufgeführten Indikationen aufgenommen wurden, zeigen in der Regel neurotische Verhaltensmuster (aggressives Verhalten, depressiver Rückzug, allgemeine Ängstlichkeit und euphorische Generalisierungen), die ihre Grundlage in einem gestörten Selbstkonzept und darauf aufbauenden Ich-Störungen haben.

Die aufgenommenen Kinder und Jugendlichen sind zumeist nicht in der Lage

- die Alltagsstruktur zu bewältigen,
- gesellschaftlich toleriertes Kommunikationsverhalten zu zeigen,
- einen regelmäßigen Schulbesuch und/oder ein angemessenes Schulverhalten zu realisieren,
- schulische Pflichten außerhalb der Schule (Vor- und Nachbereitung) umzusetzen,
- angemessene Freizeitaktivitäten zu finden, kontinuierlich zu gestalten und Freundschaften zu pflegen.

Aus diesen praktischen Problemen und im Wissen um das Ursache-Wirkungsgefüge bauen sich allgemeiner pädagogischer Alltag und spezielle Fördernotwendigkeiten auf.

Mit der klientenzentrierten Grundhaltung (Kongruenz, positive Wertschätzung, einführendes Verstehen) kann eine so tiefe Beziehung zu den Betreuten aufgebaut werden, dass sie Strukturierungen und Grenzsetzungen nicht als "Freiheitsberaubung" oder "Repression", sondern als Stütze und Hilfe erleben können. Erst dann entsteht die Fähigkeit, Korrekturen an den aus Ängsten, Spannungen und Verteidigungshaltungen resultierenden Verhaltensmustern vornehmen zu wollen und zu können.

4.2 Pädagogische Regelleistungen

4.2.1 Allgemeine pädagogische Regelleistungen

Die Betreuung bietet den untergebrachten Kindern und Jugendlichen vorübergehend oder dauerhaft einen geschützten Lebensort. Es findet eine **Rund-um-die-Uhr- Betreuung mit den Kriterien einer üblichen Aufsichtspflicht** statt.

Eine permanente Beaufsichtigung der Betreuten erfordert im Rahmen der Hilfe-

planung pädagogische Zusatzleistungen.

Das zentrale Leistungsmerkmal ist die **Alltagsbewältigung und Alltagsgestaltung** in einem Umfeld, das ein vorübergehendes oder ein dauerhaftes Zuhause bietet.

Hierzu werden gewährleistet

- normale, altersentsprechende Wohnräume,
- gestaltete, verlässliche Beziehungen,
- fachlich einführende Begleitung in krisenhaften Lebenssituationen,

Zu den Strukturmerkmalen des Alltags gehören immer wiederkehrende Rhythmen,

Aufgaben und Standardsituationen wie z.B.

- Aufstehen und schlafen gehen,
- mit großen und kleinen Alltagsproblemen fertig werden,
- lebenspraktische Fertigkeiten üben,
- handwerkliche, hauswirtschaftliche, kreative und sportliche Aktivitäten pflegen,
- Mahlzeiten zubereiten,
- Körperpflege und gesundheitsbewußte Lebensführung,
- Hausaufgaben erledigen,
- Zeiteinteilung,

Der einzelne Betreute erhält zudem entsprechend den Zielen des Hilfeplanes eine Förderung seiner psychosozialen, emotionalen und kognitiven sowie körperlichen Entwicklung wie z.B :

- die Förderung seiner individuellen Stärken,
- die Förderung seiner intellektuellen, musischen, sportlichen, handwerklichen und lebenspraktischen Fähigkeiten,
- die Förderung in seiner schulischen bzw. beruflichen Entwicklung,
- die Vermittlung von Regeln, Normen und Werten,
- Unterstützung bei seiner Einbindung in den neuen sozialen Lebensraum.

4.2.2 Spezielle pädagogische Regelleistungen

Schulischer Bereich

Durchführung von

- **Schulbegleitung**, sofern dies bei schulischen Verhaltensauffälligkeiten seitens der Schule gefordert wird,
- **einrichtungsinterne Beschulung** über sog. anderweitigen Unterricht, wenn über das zuständige Schulamt eine befristete Befreiung vom Schulbesuch beantragt bzw. genehmigt wird.

Die Regelleistung führt ggf. zu im Einzelfall zu vereinbarenden Zusatzleistungen, wenn durch aufsichtsrechtliche und/oder fachliche Notwendigkeiten erhöhter Personalaufwand erforderlich wird.

Freizeitbereich

Einen großen Stellenwert haben in der Einrichtung sehr attraktive, jedoch auch klar strukturierte Freizeitangebote im Rahmen der Regelleistungen:

- Erlernen des **Segelns** bzw. Ausbau der Fertigkeiten im Verein (mit dem Sohn des Uz. als Trainer)
- Erlernen der Grundlagen des **Klavierspielens** (mit der Tochter des Uz. als Lehrerin)
- Erlernen des **Schwimmens** bzw. Ausbau der Fertigkeiten im Verein (mit dem Uz. als Trainer)
- volle Integration in den nachbarlichen **Ponyhof**
- **erlebnispädagogische Maßnahmen** an Wochenenden und während der Ferien (Segeltours, Camping- und Treckingtouren)

4.2.4 Elternarbeit

Die Arbeit mit den Eltern hat einen besonderen Stellenwert und muß je nach Einzelfall im Hilfeplan festgelegt und individuell gestaltet werden.

Teil der Betreuungsarbeit ist hier die Analyse und Gestaltung des Kind-Eltern-Verhältnisses. Auch bei hochgradigen Zerrüttungen oder Diskrepanzen hinsichtlich Sinn und Zweck der Heimerziehung wird der Kontakt zwischen Herkunftsfamilie und Betreutem planmäßig aufgebaut.

Neben den üblichen Kontaktmöglichkeiten (Telefonate, Briefe, Heimfahrten) werden auch **unkonventionelle Wege** gegangen.

Besuche des Betreuers bei der Herkunftsfamilie, geschützte Besuche der Kinder bei den Eltern mit Erreichbarkeit des Betreuers bei hohem Konfliktpotential, Einladen der Eltern in die Einrichtung und Erklären der betreuertätigen Tätigkeit sind einige Möglichkeiten.

Wenn keine Kontakte zu den Eltern möglich sind, besteht die Aufgabe darin, dieses gemeinsam mit den Kindern, Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen aufzuarbeiten. Eine Verbindung zum alten Lebensumfeld kann, wenn es angebracht erscheint, auch über Freunde, Verwandte und das alte Netzwerk des Kindes oder Jugendlichen aufrecht erhalten werden.

Da wo es vorgesehen ist, wird intensiv und zielgerichtet die Rückführung ins Elternhaus vorbereitet.

4.2.5 Zusammenarbeit mit Schule und anderen Organisationen

Die Einrichtung pflegt enge Kooperation mit allen für das Kind/den Jugendlichen/jungen Erwachsenen wichtigen Institutionen, wie Schule, Jugendtreff, Kirchenkreis, Sportverein und Schülerhaus.

4.2.6 Lage und Sachliche Ausstattung

Die Einrichtung befindet sich in einem geräumigen Einfamilienhaus in Kiel-Schilksee, 150 Meter vom Strand entfernt.

Grundschule, Versorgungseinrichtungen, Jugendtreff, Ponyhof und Schwimmhalle befinden sich im Ortsteil. Weiterführende Schulen und die Innenstadt sind bequem mit dem Bus zu erreichen.

Jedes Kind/jeder Jugendliche bzw. junge Erwachsene findet einen vorbereiteten

voll ausgestatteten Platz (generell Einzelzimmer) vor und kann sich bei der Ausstattung beteiligen.

Die gezielten Fördermöglichkeiten bedingen die nachstehende sachliche Ausstattung der Einrichtung:

- PC mit Internetanschluß (zur schulischen Förderung und für den Freizeitbereich)
- Campingbus
- Katamaran
- Fahrräder
- Zelte etc.
- Klavier

Den Kindern und Jugendlichen wird im Rahmen eigener Verantwortlichkeit und Verantwortbarkeit die Pflege von Haustieren ermöglicht.

4.2.7 Berichtswesen

Alle pädagogischen Prozesse werden ausführlich dokumentiert und finden Eingang in die Hilfeplanung und deren Fortschreibungen.

4.3 Pädagogische Zusatzleistungen

Bei Bedarf können in Einzelfällen zusätzliche schulische, pädagogisch/therapeutische oder andere Unterstützungsangebote eingebunden werden.

Die Finanzierung dieser Leistungen erfolgt nicht über das vereinbarte Entgelt. Mit dem Entgelt sind insbesondere auch folgende Aufwendungen nicht abgegolten:

4.3.1 Sachliche Zusatzleistungen

- Taschengeld gem. Richtlinien des Landes,
- monatliche Bekleidungspauschale (0-6 Jahre/29,14€; 7-14/30,42€; ab 15/38,88€)
- Zuschuss für Ferienfahrten in Höhe von mindestens 7,67 €/Tag zusätzlich (abgegolten sind jedoch einrichtungsinterne Gruppenfahrten / -freizeiten),
- Erstbekleidung,
- Beihilfen zur Verselbständigung (Mietkaution, Genossenschaftsbeiträge, Einrichtung der Wohnung),
- Klassenfahrten,
- Weihnachtsbeihilfe,
- Zuschuss zur Konfirmation, Kommunion und Jugendweihe,
- Beiträge für Kindertagesstätte,
- Heimfahrten und Verwandtenbesuche außerhalb des Nahbereichs der Einrichtung,
- Nachhilfeunterricht durch Fremdkräfte,
- Zuschuss für Erwerb von Fahrrad und Führerschein,
- Erstausrüstung für Säuglinge incl. Kinderbett mit Zubehör,
- Erstausrüstung für Berufsbekleidung/-material,
- Mehrbedarf für Schwangere,
- notwendige medizinische und therapeutische Leistungen, die nicht über die Krankenkasse abgedeckt sind,
- besondere Mitgliedsbeiträge,

4.3.2 Personelle Zusatzleistungen

Personelle Zusatzleistungen entstehen, wenn

- aufsichtsrechtliche Gegebenheiten eine **permanente Beaufsichtigung** notwendig erscheinen lassen und dies im Rahmen der üblichen Betreuungsdichte nicht zu leisten ist (ca. 8 Stunden/Woche)
- **einrichtungsinterne Beschulung** aus aufsichtsrechtlichen oder fachlichen Gründen **erhöhten Personaleinsatz** erfordert.

Diese Aufwendungen werden in Anlehnung an BAT kalkuliert gesondert in Rechnung gestellt - ggf. nach Einzelfallentscheidung mit dem Kostenträger.

4.4 Psychologische Regelleistungen

Aus vielen Erfahrungen heraus und mit zunehmender Professionalität der betreuerischen Arbeit hat sich in der Einrichtung ein stationäres psychodiagnostisches und therapeutisches Angebot entwickelt.

Bei Aufnahme der Hilfebedürftigen wird entsprechend der jeweiligen Situation der jungen Menschen ggf. eine **Eingangsdagnostik** durchgeführt. Diese umfaßt leistungs- und persönlichkeitszentrierte Testverfahren sowie eine umfangreiche Anamnese des gesamten Umfeldes. Darauf aufbauend werden geeignete Maßnahmen für einen Betreuungsansatz hergeleitet. Dieser umfaßt die Formulierung entwicklungsspezifischer Fern- und Nahziele und die Ableitung geeigneter pädagogischer und psychologischer Maßnahmen.

Auf Grund der oftmals vorhandenen Therapiebedürftigkeit wird die individuelle Therapiefähigkeit geprüft. **Primär** werden in Zusammenarbeit mit externen Therapeuten **heiminterne Interventionsstrategien** erarbeitet und umgesetzt.

Zur Erlangung von Selbstwertgefühl, Auseinandersetzung- und Konfliktfähigkeit, Beziehungsentwicklung und Eigenkompetenz werden neben der fundamentalen **klientenzentrierten Betreuungsstruktur** ausgewählte **Entspannungstechniken, Token-Methoden, Rollenspiele, verhaltenstherapeutische Maßnahmen zur Impulskontrolle etc.** durchgeführt.

Aufbauend auf der Erkenntnis, daß die fachliche und menschliche Kompetenz der Bezugspersonen der wesentliche Faktor des Erfolgs der Betreuung ist, werden Fortbildungen in klientenzentrierter Gesprächsführung besucht und einrichtungsintern durchgeführt.

5. Umfang der Leistungen/Personalausstattung und -entwicklung

5.1 Vorbemerkungen

Entscheidende Variable für die Effizienz klientenzentrierter Interventionsstrategien sind nicht etwa Art und Ausmaß psychischer Beeinträchtigung der Betreuten, sondern **Art und Ausmaß der Verwirklichung der klientenzentrierten Grundhaltung in der Betreuung**. Daher kommt der "Personalentwicklung" in der Einrichtung entscheidende Bedeutung zu.

Neben dem enormen pädagogisch/psychologischen Potential sind die Risiken einer solchen Betreuungsarbeit durchaus bewußt.

Die betreuende Tätigkeit kann nur funktionieren, wenn sie durch das gesamte Familiensetting getragen und geleistet werden kann, d.h.

- wenn alle am Betreuungsprozeß beteiligten Personen hinreichend qualifiziert und motiviert sind,
- wenn ausreichende Stabilität zur Überwindung krisenhafter Situationen gegeben ist.

Gerade in der Anfangsphase der Betreuung werden durch die Verhaltensauffälligkeiten der Kinder oftmals massive Spannungen in die "Quasifamilie" hineingetragen.

Ungenügende Fachlichkeit und Motivation könnte zur Folge haben, dass

- das familiäre Setting resigniert, ablehnt oder zerbricht,
- die betreuten Kinder/Jugendlichen aus dem familiären Rahmen ausscheiden müssen und ihre destruktives Selbstbild mit allen Konsequenzen verstärken würden.

Diese Situation wurde in der Familie und mit den Vertretungskräften ausführlich erörtert. Die Familie akzeptiert die Betreuungsarbeit nicht nur, sondern trägt sie aktiv mit. Der gesamte Betreuungsprozeß, d.h.

- Art und Ursache der Verhaltensbeeinträchtigungen etc. der Betreuten,
- Ableitung angemessener und Korrektur unangemessener Interventionsstrategien

wird transparent bearbeitet.

Regelmäßige Supervision, Anleitung und Fortbildung fördern Qualität und Stabilität.

Zahlreiche Maßnahmen primär "nichtmonetärer Art" motivieren die Familienmitglieder.

Entlastung von zeitaufwendigen Routinetätigkeiten schafft Freiräume für familiäre Aktivitäten oder Entspannungsphasen.

Vertretungskräfte müssen nicht nur fachlich qualifiziert, sondern auch familiär akzeptiert werden, da sie im familiären Intimbereich tätig werden.

5.2 Umfang der Leistung

Die Betreuung der Kinder/Jugendlichen erfolgt ganzjährig rund um die Uhr.

Durch den Uz. werden regelmäßig Fortbildungen zu pädagogischen, psychologischen und rechtlichen Fragen besucht.

Die Arbeit wird grundsätzlich über externe Supervision reflektiert.

Die Kontinuität der Betreuung ist auch in Urlaubs,- Krankheits,- und Fortbildungszeiten sichergestellt.

5.3 Personalausstattung

Arbeitsrechtlich tätig sind in der Einrichtung der Uz., eine Erzieherin und ggf. pädagogisch qualifizierte Vertretungskräfte in einem Zeitkontingent von 1-2 Wochenenden pro Monat, bei Krankheit und einem 2-3 wöchigem Zeitraum in den Sommerferien.

Vertretungsdienste werden insbesondere nach Neuaufnahmen erst dann alleinverantwortlich eingesetzt, wenn auch "normale" Kinder mit delegierter Erziehungsverantwortung leben können, d.h. wenn weitgehend Angstfreiheit besteht und zu vertretenden Kräften ein hinreichendes Vertrauensverhältnis aufgebaut ist.

Kurzbeschreibung

Adresse und Ansprechpartner

connect

Klientenzentriertes Konzept für Kinder und Jugendhilfe

Jochen Lindner

Klabautermanngang 10

24159 Kiel

Tel.: 04 31 / 37 37 80 Q

Fax: 04 31 / 37 37 82

Funk: 0177 / 7562436

mail: satchmo.rarrow@web.de

- Lage/Räumlichkeiten**
- Haus mit großem Garten in Vorort von Kiel,
 - zahlreiche kindgerechte Entfaltungsmöglichkeiten,
 - günstige Busverbindung nach Kiel
 - Versorgungseinrichtungen und kulturelle Angebote gut mit dem Fahrrad zu erreichen

Mitarbeiter/innen

1 Psychologe
1 Erzieherin
Vertretungsdienste

Klientel

Maximal 4 Kinder im Aufnahmealter bis 14 Jahre

Schwerpunkte, Stärken, Besonderheiten

- familiäre Strukturen**, die sich an der Problematik des Kindes orientieren
- fachlich hohe Kompetenz durch **im Einrichtungsteil tätigen Psychologen**
- Möglichkeit heiminterner Beschulung
- geschützter Betreuungsrahmen** in Alleinlage in unmittelbarer Ostseennähe (Olympiazentrum) mit vielfältigen, aber reizarmen Freizeitmöglichkeiten (Schwimmen, Surfen, Segeln, Reiten)
- kleiner, für den einzelnen überschaubarer Rahmen

Quellenverzeichnis

Argyle, Michale/Henderson, Monika:

Die Anatomie menschlicher Beziehungen. Spielregeln des Zusammenlebens. Paderborn 1986.

Berne, Eric:

Spiele der Erwachsenen. Reinbek bei Hamburg 2000.

Bowlby, John:

Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen. Stuttgart u.a. 2001.

Bowlby, John:

Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie. München 2008.

Bowlby, John:

Mutterliebe und kindliche Entwicklung. München 1995.

Brisch, Karl Heinz:

Bindungsstörungen – Von der Bindungstheorie zur Therapie. Stuttgart 2005.

Brockhaus online:

URL 5:

[http://www.brockhaus.de/suche/index.php?begriff=Promiskuit
%E4t&bereich=mixed&x=0&y=0#inhalte](http://www.brockhaus.de/suche/index.php?begriff=Promiskuit%E4t&bereich=mixed&x=0&y=0#inhalte) [Stand 08.05.2009].

Dörr, Margret/Müller, Burkhard (Hrsg.):

Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. München 2006.

Durkheim, Emile:

Erziehung und Soziologie. Düsseldorf 1972.

Dührssen, Annemarie:

Die biographische Anamnese unter tiefenpsychologischem Aspekt. Göttingen 1990.

Fischer, Markus:

Der ewige Tanz zwischen Nähe und Distanz – Teil 1 bis 3.

URL 2:

[http://www.ibp-
institut.ch/fileadmin/global/Artikel/Der_ewige_Tanz_zwischen_Naehe_und_Distanz_-_
Teil_1_-_3.pdf](http://www.ibp-institut.ch/fileadmin/global/Artikel/Der_ewige_Tanz_zwischen_Naehe_und_Distanz_-_Teil_1_-_3.pdf)
[Stand 09.04.2009].

Freie Universität Berlin:

Die bekannten Bindungsmuster – Merkmale, Ursachen und Folgen.

URL 4:

<http://userpage.fu-berlin.de/~balloff/altsemester/alt/Bindungsmuster.htm>
[Stand 03.05.2009].

Freud, Sigmund:

Zur Dynamik der Übertragung. Behandlungstechnische Schriften. Frankfurt am Main 1992.

Grossmann, Karin/Grossmann, Klaus:

Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit. Stuttgart 2005.

Hansen, Gerd:

Die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern in Erziehungsheimen. Ein empirischer Beitrag zur Sozialisation durch Institutionen der öffentlichen Erziehungshilfe. Weinheim 1994.

Hopf, Christel:

Zur Bedeutung der Bindungstheorien für die Arbeit in Erziehungsstellen.

URL 1:

http://www.erev.de/auto/Downloads/Skripte_2005/Erziehungsstellen/2005_Hopf.pdf
[Stand 09.04.2009].

Hopf, Christel:

Frühe Bindungen und Sozialisation. Eine Einführung. Weinheim/München 2005.

Klatetzki, Thomas:

„Wie die Differenz von Nähe und Distanz Sinn in den Einrichtungen der Sozialen Arbeit stiftet“ in Dörr, Margret/Müller, Burkhard (Hrsg.): Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. München 2006.

Kozdon, Baldur:

Erziehung ohne Beziehung? Über Auswirkungen der Verberuflichung von Humandiensten auf die Temperatur menschlicher Beziehungen. Göppingen 1997.

Lindner, Jochen:

connect. Klientenzentriertes Konzept für Kinder- und Jugendhilfe

Miller, Alice:

Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst. Frankfurt am Main 1983.

Müller, Burkhard:

„Nähe, Distanz, Professionalität. Zur Handlungslogik von Heimerziehung als Arbeitsfeld“ in Dörr, Margret/Müller, Burkhard (Hrsg.): Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. München 2006.

Neyraut, Michel:

Die Übertragung. Literatur der Psychoanalyse. Frankfurt 1976.

Pessoa, Fernando:

Das Buch der Unruhe. Zürich 2008.

Rehberger, Rainer:

Verlassenheitspanik und Trennungsangst – Bindungstheorie und psychoanalytische Praxis bei Angstneurosen. u.a. Stuttgart 2000.

Rutter, Michael:

Bindung und Trennung in der frühen Kindheit. Forschungsergebnisse zur Mutterdeprivation. München, 1978.

Schleiffer, Roland:

Der heimliche Wunsch nach Nähe. Bindungstheorie und Heimerziehung. Münster 2001.

Spitz, René A.:

Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr. Stuttgart 1992.

Spitz, René A.:

Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen. Stuttgart 1992.

Spitz, René A.:

Nein und Ja. Stuttgart 1992.

Stanulla, Ina:

„Die Bedeutung von Vertrauen in der Heimerziehung – eine Skizze“ in Gabriel, Thomas/Winkler, Michael (Hrsg.): Heimerziehung. Kontexte und Perspektiven. München 2003.

Steele, Miriam:

„Bindung, reale Erfahrung und mentale Repräsentation“ in Green, Viviane (Hrsg.): Emotionale Entwicklung in Psychoanalyse, Bindungstheorie und Neurowissenschaften. Theoretische Konzepte und Behandlungspraxis. Frankfurt am Main 2005.

Steiner, Claude:

Wie man Lebenspläne verändert: Die Arbeit mit Skripts in der Transaktionsanalyse. Paderborn 2000.

Thiersch, Hans:

"Nähe und Distanz in der Sozialen Arbeit" in Dörr, Margret/Müller, Burkhard (Hrsg.): Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. München 2006.

Universität Landau:

URL 3:

http://www.uni-landau.de/iew/Downloads/Materialien/schlueter/2_SS_06/Sozialisation/Referat_Emile_Durkheim.pdf
[Stand 30.04.2009].

wissen.de:

URL6:

<http://wissen.de/wde/generator/wissen/ressorts/bildung/index,page=1279414.html>
[Stand 09.07.2009].

Wolf, Klaus:

Machtprozesse in der Heimerziehung. Forschung und Praxis in der Sozialen Arbeit. Band 2. 1999, Münster

Wolter, Birgit:

„Resilienzforschung“ - das Geheimnis der inneren Stärke ...

URL7:

http://www.if-weinheim.de/images/stories/systema/2005/3_2005/Sys_3_2005_Wolter.pdf

[Stand 10.07.2009]

Würker, Achim:

"Wenn sich die Szenen gleichen ..." Ausbalancierung von Nähe und Distanz als Aufgabe der Lehrbildung und das Konzept psychoanalytisch orientierter Selbstreflexion" in Dörr, Margret/Müller, Burkhard (Hrsg.): Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. München 2006.

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die hier vorliegende Arbeit mit dem Titel:
„Die Bedeutsamkeit früher Bindungserfahrungen für das Miteinander
zwischen Helfer und Klient in der Heimerziehung“ selbständig verfasst, keine anderen als
die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt, sowie alle wörtlich oder dem Sinn nach
aus anderen Arbeiten entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Rostock, den 30.07.2009

Name: Madlen Sasse

Unterschrift: